





Stadt und Haven von St. Helena.

Beschreibung der Insel St. Helena.

Nach ihrer geognostischen Beschaffenheit und Bildung, nebst Nachrichten von dem Klima, der Naturgeschichte und den Bewohnern derselben.

Aus dem Englischen.

Mit einigen Anmerkungen herausgegeben von

T. F. Ehrmann.

Mit einem Kupfer.

Weimar,
im Verlage des F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs
1807.



Inhalt.

Inhalt.

Fünftes Kapitel.

Vorerinnerung
des teutschen Herausgebers.

Von der in mehr als einer Rücksicht merkwürdigen und vorzüglich für die Schiffahrt wichtigen brittisch-afrikanischen Insel St. Helena im äthiopischen Meere, hatten wir bisher noch keine besondere einzelne Beschreibung, sondern bloß mehr oder minder kurze Nachrichten in Reisebeschreibungen, deren Verfasser im Vorbeisegeln hier anlegten, und selten über ein Paar Tage auf dieser Insel verweilten, so haben wir z. B. kurze Berichte von derselben in Cook's, Forster's, Makintosh's, Langstedt's, Bory de St. Vincent's und Anderer Reisen erhalten, die, so schätzbar sie auch seyn mögen, doch wegen des kurzen Aufenthaltes ihrer Verfasser unmöglich ganz befriedigend seyn können.

Um so angenehmer mußte es dem Geographiefreunde seyn, als voriges Jahr eine besondere Be-

schreibung dieser Insel in England erschien, unter dem Titel:

A Description of the Island of *St. Helena*; containing observations on its singular structure and formation and an account of its climate, natural history and inhabitants. London 1805, XXIV. u. 239 Seiten in kl. 8.

Der Verfasser, der sein Werkchen den Directoren der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft dedicirte, nannte sich nicht; wir kennen ihn daher auch nicht; seine Beschreibung beweist jedoch, daß er sich lange genug auf dieser Insel aufgehalten habe, um sie genau kennen zu lernen, und daß er ein aufmerksamer Beobachter ist.

Das Weitere sagt er selbst in seiner hier übersetzt folgenden Vorrede.

Die Uebersetzung ist mit der erforderlichen Treue ausgearbeitet, und von dem Herausgeber sind einige Anmerkungen und Zusätze beigefügt worden, die hoffentlich den teutschen Lesern nicht unangenehm seyn werden.

T. F. Ehrmann.

Vorrede
des
Verfassers.

Gewöhnlich liegen die Inseln, dir wir kennen, in der Nähe eines Continents, oder doch nicht weit von anderen Inseln entfernt, und verrathen durch die Aehnlichkeit ihrer inneren Beschaffenheit und ihrer Gestalt, so wie ihres Bodens und ihrer Producte, ihren gemeinschaftlichen Ursprung. Aber es giebt doch auch einige andere,. bei welchen es unverkennbar ist, daß sie gleichsam aus einer ganz verschiedenen und eigenen Werkstätte der Natur hervorgegangen, und die wahrscheinlich von einer neueren

Bildung sind, und entweder in der Nähe anderer Länder, oder außer aller Verbindung mit diesen, und gleichsam isolirt in den fernsten und unbesuchtesten Gegenden des Oceans liegen. Zu diesen letzteren nun, gehört die Insel St. Helena, die sowohl in Ansehung ihrer ganz besonderen Gestalt, als auch ihrer Lage, vielleicht eine der sonderbarsten und außerordentlichsten derselben ist. Noch kein Beobachter hat diese wilde und einsame Masse, von einem so ungewöhnlichen und auffallenden Bau, und die sich so wunderbar mitten aus den Wellen erhebt, ohne Bewunderung und Erstaunen betrachten können. Aber dennoch weiß man nur sehr wenig von ihr, und sie ist bis jetzt noch nicht so, wie sie es wohl verdiente, beschrieben, obgleich seit ihrer ersten Entdeckung durch einen portugiesischen Seefahrer *), der sie auf seiner Rückkehr aus Indien fand, bereits drei Jahrhunderte verflossen sind. Es läßt sich da-

*) Den Admiral Don João da nova Galego.

D. H.

her erwarten, daß ein Versuch, eine genaue Beschreibung dieser außerordentlichen Insel und ihrer Eigenthümlichkeiten, so wie ihres Klimas und ihrer Produkte zu geben, nicht ungünstig werde aufgenommen werden.

Vielleicht werden einige Leser die Beschreibung der Felsen- und Erdschichten, die auf den folgenden Blättern enthalten ist, zu detaillirt finden, indeß sie Andere für zu unvollständig erklären werden, weil sie einige chemische und mineralogische Erörterungen dabei vermissen werden. Den ersteren weiß der Verfasser nichts weiter zu antworten, als daß es ihm unmöglich war, eine richtige und genaue Beschreibung seines Gegenstandes, ohne jene Details, zu geben, und er muß sie daher bitten, die Beschreibung der Felsen zu überschlagen, und sich an die auf sie folgenden Nachrichten zu halten, die sie, wie er wenigstens hofft, anziehender finden werden. Den Wünschen der zweiten Classe von Lesern, die übrigens selten zahlreich zu seyn pflegt, würde er sehr

gern entsprochen haben, wenn es ihm Zeit und Gelegenheit möglich gemacht hätten, es wirklich thun zu können. Denn, abgerechnet, daß er durchaus nicht mit den, zu Untersuchungen der Art erforderlichen Hülfsmitteln versehen war, mußte er auch besorgen, daß er, wenn er seine Zeit, die ihm nur sparsam zugemessen war, auf eine genauere Untersuchung jener Punkte verwendet hätte, nicht würde im Stande gewesen seyn, seine Aufmerksamkeit den größeren Gegenständen und Ansichten zu widmen, die ihn so vorzüglich an sich zogen, und ihm so vieles Vergnügen gewährten, und von denen seinen Lesern, wenigstens ein schwaches Bild zu entwerfen, er sich in der folgenden Abhandlung bemüht hat.

Es ist wohl möglich, daß es denen, die künftig diese Insel besuchen, nicht sogleich gelingt, in ihrem Bau und ihrer Beschaffenheit alle die Ordnung und Regelmäßigkeit zu finden, die ihr in der folgenden Beschreibung beigelegt wird, zumal da beim ersten Anblicke, und besonders, wenn man bloß

zu einer flüchtigen Uebersicht einiger Theile derselben Gelegenheit hat, der Charakter der Insel Verwirrung und Unregelmäßigkeit zu seyn scheint. Aber dagegen befürchtet der Verfasser auch nicht, daß diejenigen, welche diese Insel mit Sorgfalt und Muse untersuchen, seine Beschreibungen unrichtig finden werden; und nur solche Personen sind im Stande, die Genauigkeit und Treue der folgenden Nachrichten zu würdigen, die, so mangelhaft sie auch immer noch seyn mögen, doch erst nach einer genauen und anhaltenden Untersuchung des Gegenstandes niedergeschrieben worden sind.

Dem Versuche, die beschriebenen Erscheinungen zu erklären, liegen einige Schlüsse zum Grunde, die vielleicht kühn und gewägt scheinen möchten, ob sie gleich nicht übereilt, und nicht ohne reifliche Ueberlegung gemacht worden sind. So mag uns wohl die Vorstellung von Strömen einer geschmolzenen und brennenden Masse, die mit Gewalt durch die Spalten einer Insel emporgestoßen worden, und auf

derselben in senkrechte Felsenkegel und ausgebreitete Felsenketten erstarret, unglaublich vorkommen, da wir nicht Zeugen solcher außerordentlichen Wirkungen der Natur waren; aber wenn es der Vernunft nicht erlaubt seyn sollte, mit ihren Folgerungen in Bezug auf das, was gewesen ist, oder seyn kann, über den engen Kreis unserer Erfahrungen hinaus zu gehen, so stånde zu befürchten, daß kein Theil der Einrichtung der Erde jemals könnte aufgeklårt werden, da jede Fußesbreite des Grundes, den wir betreten, Veränderungen und Revolutionen erfahren hat, die wir, als sie erfolgten, nicht gesehen haben, mögen auch unsere Vernunftschlüsse und Konjecturen über die Art, wie sie bewirkt wurden, seyn, welche sie wollen. Wenn man den Bau und die äußere Gestalt der Insel, die hier beschrieben werden soll, und die sonderbare Anordnung ihrer felsigen und vulkanischen Theile betrachtet, so scheint es unmöglich nicht den Schluß machen zu müssen, daß, schon in einer sehr frühen Epoche, unterirdische Operationen von einer außerordentlicheren Art, als alle dieje-

nigen, die wir je in ihren Wirkungen beobachteten, den Mittelpunkt des äthiopischen Meeres erschüttert und zerrüttet haben müssen; daß auch diese Insel durch irgend eine solche gewaltsame Anstrengung der arbeitenden Natur gebildet wurde, und daß man sie gleichsam bloß als ein Wrak betrachten kann, das nach dem Kampfe und durch die Wuth eines ihrer unwiderstehlichsten Elemente mitten unter den Wellen zurückgelassen wurde. Ob nun gleich die Kraft und Wirksamkeit jener unterirdischen Kräfte die sie hervorgebracht, sich längst selbst aufgerieben hat, und verschwunden ist, so haben sie doch der Insel so tiefe und bleibende Spuren ihrer Entstehung durch Feuer aufgedrückt, daß wir dadurch gewissermaßen in den Stand gesetzt worden sind, jene Operationen, die diese außerordentliche Masse aus dem Grunde der Meereswellen emporgehoben, in der Ordnung und Reihe, in der sie auf einander gefolgt, zu bemerken und zu bezeichnen.

Der vulkanische Ursprung der Basalte ist von

mehreren Geognosten in Zweifel gezogen worden. Vielleicht wirft die Darstellung der Art, wie sich dieser Stein auf St. Helena findet, wo er in abwechselnden Schichten mit Lava, Kohlen und verglasten Steinen, und zwischen den Lagern einer hochrothen vulkanischen Erde und von Thon vorkömmt, einiges Licht über diesen Gegenstand. Das, wodurch sich diese Insel in geognostischer Rücksicht vor andern Ländern der Art besonders auszeichnet, und was ihren vulkanischen und unterirdischen Ursprung, von welchem die Hand der Natur ihr so tiefe und unauslöschliche Spuren eingedrückt hat, besonders auffallend beweist, sind die vielen horizontalen Basaltlager und die ungeheuern vertikal-streichenden Schichten von Felsentrümmern, die sich von dem Fuße bis zu dem Gipfel quer durch das Ganze hinziehen, und die selbst so unverkennbare Spuren davon, daß sie im Feuer gewesen, an sich tragen, daß es schwer wird, sie noch als von den vulkanischen Massen, mit denen sie so innig vermischt und verbunden sind, verschieden betrachten zu können.

Möge aber auch die Entscheidung über diesen Punkt ausfallen wie sie wolle, so hoffe ich doch die meisten meiner Leser durch die Nachrichten von dem Klima dieser Insel, das sich so ganz besonders vor dem anderer Länder auszeichnet, zu befriedigen, indem sie unter dem sechzehnten Grade der südlichen Breite, und dem siebenten Grade westlicher Länge und beinahe in dem Mittelpunkte eines ungeheuren Oceans liegt, und daher andere Länder auf die Beschaffenheit ihrer Jahreszeiten keinen Einfluß äußern, oder sie modificiren können. Es giebt in der That wahrscheinlich nur sehr wenig Inseln in der Welt, deren innerer Bau und deren Lage so außerordentlich wären, als es in Bezug auf St. Helena der Fall ist, und das Klima derselben gehört nicht zu ihren unbedeutendsten Eigenthümlichkeiten. Es thut daher dem Verfasser besonders auch deswegen leid, daß sein Aufenthalt daselbst nicht länger gedauert hat, weil er im entgegengesetzten Falle durch längere Beobachtungen würde in den

Stand gesetzt worden seyn, vollständigere und vollkommnere Aufklärungen über diesen Theil seines Gegenstandes zu geben. Vielleicht sind mehrere Dinge von Wichtigkeit nicht zu seiner Kenntniß gelangt, so wie es auch wieder seyn kann, daß er über einige Punkte, in Ansehung deren er sich auf das Zeugniß anderer verlassen mußte, falsch unterrichtet worden ist. Dagegen würde ihn freilich ein längerer Aufenthalt gesichert haben; indessen hat er doch, so viel als ihm ein Aufenthalt von fünf Wochen, und der Mangel von vorhandenen Schriften über diese Insel gestattet hat, sorgfältig untersucht und gesammelt. Was den letzteren Punkt betrifft, so hat man überhaupt nur wenig Nachrichten von dieser Insel, und die ihrer erwähnen, thun es nur sehr unvollständig, ob sie gleich von mehreren Gelehrten, die sehr wohl im Stande gewesen wären, die Wißbegierde zu befriedigen, und von denen sich wegen ihrer bequemen Lage für astronomische Beobachtungen einige ziemlich lange auf ihr aufgehalten haben, ist besucht worden.

Einer der höchsten ihrer Berge führt bis jetzt noch den Namen des berühmten Halley, der sein Telescop auf demselben aufstellte, um die Gestirne der südlichen Halbkugel zu beobachten, und auch andere Astronomen haben sich auf derselben verweilt, und es wäre gewiß solcher Männer, die zu gelehrten Missionen gebraucht werden, möchte nun Astronomie, oder Botanik oder Mineralogie der unmittelbare Gegenstand derselben seyn, nicht unwürdig, wenigstens einen kleinen Theil ihrer Zeit und ihrer Aufmerksamkeit, auf die Erscheinungen dieses höchst besonderen Klimas zu verwenden, und diese Erscheinungen uns so mitzutheilen, wie sie sich ihnen darstellen. Von allem was der Verfasser Gelegenheit gehabt, selbst zu beobachten, so wie von dem, was er bei anderen über diesen Gegenstand finden konnte, theilt er hier seinen Lesern die Resultate mit, nachdem er vorher alles sorgfältig geordnet, und durch eine Vergleichung mit dem Klima von Indien zu erklären und zu erläutern gesucht hat. Diese Verglei-

chung aber mit diesem interessanten Lande, erstreckt sich auch noch auf andere Gegenstände seiner Abhandlung, und er fürchtet nicht, daß sie als unschicklich und fremdartig möchte erklärt werden.

Beschreibung

der

Insel

St. Helena.

Beschreibung der Insel St. Helena.

Erstes Kapitel.

Lage und allgemeine Ansicht der Insel. — Beschreibung ihrer Erdschichten und vulkanischen Erscheinungen.

Die Insel Sankt Helena liegt in dem südlichen Theile des atlantischen Oceans, den man das äthiopische Meer benannt hat, ohngefähr tausend engl. (200 geogr.) Meilen südlich von dem Aequator und beinahe eben so weit von der westlichen Küste von Africa. Die Ansicht, die sie gewährt, wenn man sie zuerst und aus der Ferne erblickt, ist die eines blauen Berges, der an seinem Fuße uneben und abgedachet erscheint, von seiner Mitte an aber, die man wegen der Ausdünstungen die sie umhüllen, weniger deutlich erkennen kann, sich sehr hoch erhebet. Da die Insel so hoch über das Meer emporsteigt und die At-

mosphäre die sie umgiebt, so rein ist, so kann man sie schon aus einer Entfernung von 70 bis 80 engl. (14 bis 16 geogr.) Meilen sehen und der Horizont, der in dieser milden und gemäßigten Gegend des äthiopischen Meeres gewöhnlich hell und glänzend ist, oder in welchem doch nur helle und lockere Wolken schwimmen, bekömmt über diesem gebirgigen Lande ein dunkleres und dichteres Ansehen, indem sich ein langer Streif von Dünsten und Nebel nach dem unter dem Winde liegenden Theile der Insel hinzieht. Diese letztere Erscheinung hat ihren Grund in dem Einflusse des höher liegenden Theiles auf die Ausdünstungen, die von dem Südostpassatwinde, der hier beinahe das ganze Jahr hindurch weht, hinweg geführt werden. Je näher man nun der Insel kömmt, desto ungleicher und zertheilter wird das Land und scheint nun bloß ein unregelmäßiger Haufen von zerrissenen Felsen und Hügeln zu seyn, die auf einmal und senkrecht von dem Ufer des Meeres aufsteigen, sich bis zu einer großen Höhe erheben, und an verschiedenen Stellen ungeheure herabhängende Klippen bilden, und durch enge Thäler oder vielmehr tiefe, unregelmäßige Schluchten von einander getrennt werden. Es kann nichts in der Natur geben, das einen unfruchtbareren und traurigeren Anblick darböte, als diese Hügel und ihre Abstürze, von dem Meere aus gesehen. Sie sind schwarz, zerrissen und bröckelig, und ohne eine Spur von einem Baume, einem Strauche oder einem grünen Rasen und die wilde unwirthbare Ansicht der ganzen Insel macht, daß die weit entfernte und einsame Lage derselben, doppelt entlegen und traurig erscheint.

Diejenigen Hügel, die an dem Meere liegen, schießen ein wenig über das steinige Ufer der zwischen ihnen und diesem liegenden Thäler hervor, so daß die ganze Küste eine unregelmäßige, mit Krümmungen versehene Linie beschreibt, die 28 engl. ($5\frac{1}{3}$ geogr.) Meilen im Umfange hat. Die größte Länge der Insel beträgt zehn engl. Meilen und ihre größte Breite sechs bis sieben engl. Meilen; die dem Meere an nächsten liegenden Berge haben eine Höhe von acht bis zwölf, ja vierzehnhundert Fuß; die im Inneren des Landes aber sind viel höher und der Dianen-Pik, der höchste Punkt der Bergkette, die von Süd-Westen nach Nordosten läuft, liegt zweitausend sechshundert und zwei und neunzig Fuß über der Fläche des Meeres. Von dem Fuße dieser inneren Gebirgskette, von der sich mehrere Pik's und hohe Gipfel mit sehr steilen und jähen Abstürzen erheben, und die einer das Land durchschneidenden Erhöhung gleicht, fallen die sie umgebenden Hügel, nach dem Meere zu sich senkend, ab. Auch fangen von hier die engen Thäler an, die sich rund umher ausbreiten und die kleinen, sie bewässernden Bäche, entspringen auf diesen Höhen, die man, wenn man ihnen nahe kömmt, sehr verschieden von den an der Küste liegenden Hügeln findet, indem sie mit dem schönsten Grün bedeckt sind.

Es ist auffallend und sonderbar, daß auf dieser Insel der gewöhnliche Lauf der Dinge ganz umgekehrt, in Vergleichung mit anderen Ländern, ist, indem sich nämlich Fruchtbarkeit und Vegetation bloß in den höchsten Gegenden finden, und dagegen das Land, die Hügel eben

so wohl als die Thäler, in eben dem Verhältnisse öde und unfruchtbar wird, in welchem es sich nach dem Meere hin abdacht. Die höchsten Gipfel und ihre steilen Abstürze, so wie die kleinste Ausbiegung an ihren Seiten und die dadurch entstehenden Vertiefungen, sind mit der üppigsten Vegetation bedeckt, indeß die niedrigeren Hügel an der Küste und die meisten zwischen ihnen liegenden Thäler nicht bloß nackt und unfruchtbar sind, sondern auch durch ihr lockeres bröckliches Gewebe und die herabgerollten Massen einen Anblick von Rauheit und Oede darbieten, der schwer zu beschreiben ist, und den man sich nicht leicht vorstellen kann, ohne sie gesehen zu haben.

Man sollte glauben, daß ein so nackter und unfruchtbarer, mitten in dem Oceane liegender Erdfleck mehr geschickt sey, von der Niederlassung auf demselben abzuschrekken, als zu ihr einzuladen, und doch haben sich die Nationen Europens den Besitz desselben streitig gemacht, bloß weil er einen Ueberfluß von vortrefflichem Wasser hat, den Flotten einen bequemen Platz darbietet, um Erfrischungen einzunehmen und zur Zeit eines Krieges leicht in einen militärischen Posten von großer Stärke und Wichtigkeit kann verwandelt werden.

Die Insel wurde zuerst von den Portugiesen im Jahre 1508 entdeckt, die ihr, weil dies am 21 Mai, welcher das Fest der heiligen Helena ist, geschah, den Namen beilegten, den sie noch jetzt führt. Im Jahre 1660 legten die Engländer eine Niederlassung auf derselben an,

und im Jahre 1673 nahmen sie die Holländer durch Ueberrumpelung ein. In dem darauf folgenden Jahre wurde sie jedoch von dem englischen Kapitän Munden mit allen auf der Rhede befindlichen holländischen Schiffen wieder genommen und seit der Zeit ist sie immer in dem Besitze der Englisch-Ostindischen Kompagnie geblieben.

Die Geschichte von Entdeckungen und Anlegung von Kolonieen ist nur zu oft auch die Geschichte ungerechter Unterdrückungen; die Geschichte von Ländern, die man überzog, weil sie reich und wichtig waren und von ihren Bewohnern, die man zu Sklaven machte oder ausrottete, weil sie schwach waren. Glücklicher Weise aber hat die Niederlassung auf dieser unfruchtbaren Insel keine Gelegenheit dargeboten, das Verzeichniß der Verbrechen zu vermehren, die von den Entdeckern neuer Länder begangen worden sind. Als man sie fand, hatte sie weder menschliche Bewohner, noch Säugethiere und fast gar keine Vögel. Denn, einige Arten von Seevögeln, die noch immer ihre Küste umschweben, und den Fregattenvogel und andere tropische Vögel, welche jährlich hieher kommen, um ihre Nester in die Klippen zu bauen, ausgenommen, scheint keine andere Art den Weg durch die ungeheure Einöde des Oceans bis zu dieser entfernten Insel gefunden zu haben, die bloß an wenigen Stellen mit einigen einheimischen Gesträuchen und Pflanzen bedeckt war, deren Arten aber nicht zahlreich, so wie sie überhaupt nicht sehr häufig anzutreffen waren. Die Meerschildkröte, die man aber jetzt viel seltner als ehemals

an dem Ufer findet, ist vielleicht das einzige lebendige Geschöpf, das durch unsere Besitzergreifung in seinem alten Wohnplatze beunruhiget wurde. Könnte sich der Mensch begnügen, indem er sich die weiten Gebiete der Natur zueignet und unterwirft, die Producte derselben zu verbreiten und zu vervielfältigen, die Zahl der lebendigen Wesen und mit ihnen zugleich die Mittel zu vermehren, welche zur Erhaltung und zur Erheiterung des Lebens nöthig sind, und wollte er diese wohlwollenden Absichten zu erreichen suchen, ohne andere zu beleidigen und Ungerechtigkeiten gegen sie zu verüben, so würde er damit einen edeln Vorzug geltend machen, der dem Range, den er in der Schöpfung behauptet, zukömmt. Allein es ist zu beklagen, daß die Europäer den Ocean nur selten in der Absicht durchschifft haben, um diese seltene Wohlthätigkeit zu üben. Wenn wir die neuesten Zeiten ausnehmen, so sind ihre Entdeckungen, anstatt daß dadurch die Wohlthaten der Natur weiter verbreitet und die Vortheile der Cultur entfernten Inseln und ihren Bewohnern hätten mitgetheilt werden sollen, nur zu oft durch Raub und Ungerechtigkeit bezeichnet worden. Es gewährt daher wenigstens ein augenblickliches Vergnügen, seinen Blick von den schmerzerregenden Gemälden der auf den entgegengesetzten Küsten von America und Africa begangenen Ungerechtigkeiten hinweg zu wenden und ihn auf einen einsamen und öden Erdfleck, der ohne Ungerechtigkeit in Besitz genommen und verbessert worden, auf die Entstehung einer Niederlassung, durch welche kein lebendiges Wesen beeinträchtiget wurde und auf eine kleine Kolonie

zu richten, die in einer entfernten Insel des äthiopischen Oceans, die Sprache Englands redet.

In einer ausführlichen Beschreibung dieser Insel auch die Erwähnung einiger höchstmerkwürdigen Spuren jener großen unterirrdischen Operationen zu finden die allmählig die Gestalt der Erde verändert und die, da sie unsichtbar in ihrem Innern wirken und bis zu unerforschlichen Tiefen und Kanälen hinabgehen, dem menschlichen Auge ihr Daseyn bloß durch die auf ihrer Oberfläche bemerkbaren Spuren ihrer verheerenden Gewalt, oder durch die Trümmer und Denkmäler der Zerstörung verrathen, die sie, wenn nun ihre Gewalt und ihre Wirksamkeit ihr Ziel erreicht hat, zurücklassen, das dürfte wohl dem forschenden Leser nicht unangenehm seyn. Der ganze Bau und die Zusammensetzung der Insel St. Helena scheint es nämlich zu beweisen, daß sie das Werk von unterirrdischem Feuer ist, ob es gleich mehrere Erscheinungen wahrscheinlich machen, daß ihre Bildung in einem sehr entfernten Zeitraume schon statt gehabt, und daß die Ursachen, denen sie ihren besonderen Bau und ihre Erhebung über die Wellen verdankt, schon seit vielen Jahrhunderten aufgehört haben, wirksam zu seyn. Aber so gewaltsam sie auch immer selbst bei ihren Arbeiten zu Werke gegangen und so schrecklich auch immer ihre Wirkungen auf die sie umringenden Elemente gewesen seyn mögen, so findet sich davon doch gegenwärtig keine Spur mehr auf der Insel, sondern sie selbst so wohl, als auch der sie umgebende Ocean und die sie umhüllende Atmosphäre hat eine ruhige Constitution

bekommen; die gegenwärtig durch keine gewaltsame Erschütterung mehr gestört wird. Die Zeit der Ruhe und Stille scheint hier auf eine lange Periode gewaltsamer Bewegung gefolgt zu seyn, und der alte Sitz vulkanischer Feuer und unterirrdischer Explosionen, ist zu einem festen und gemäßigten Boden für Pflanzen und Thiere geworden. Indessen bemerkt man doch an ihr noch viel von der Rauhheit ihrer ursprünglichen Gestalt und auch die Hand der Zeit hat so viele tiefe Spuren auf ihr zurückgelassen, daß ihre Gestalt davon die Ansicht einer ausgezeichneten Wildheit und Unregelmäßigkeit bekömmt. Aber dagegen ist ihre auch ein höchst heiteres, gesundes und ruhiges Clima zu Theil geworden und ihre hohe öde Küste verbirgt denen, die sich ihr nähern den Anblick vieler schönen grünenden Stellen und lieblicher Thäler, deren Farbe nur noch mehr durch die Dunkelheit und die Schrecken der sie umgebenden nackten Hügel, gehoben wird.

Wenn man diese Hügel betrachtet, so ist das erste, was dem Beobachter auffällt, daß sie aus mehreren Schichten und Lagern bestehen, die von dem Fuße an, bis zu der Spitze übereinander liegen, denn alle die Massen, aus welchen diese Insel zusammengesetzt ist, bestehen aus Schichten oder Lagern, die in Ansehung ihrer Mächtigkeit, ihrer Farbe und ihres Gewebes höchst verschieden sind, und die, obgleich an vielen Stellen die Richtung die sie nehmen, sehr unregelmäßig ist, im Allgemeinen bei ihrem tieferen Eindringen in den Hügel, in schiefer Richtung von dem Fuße desselben an, bis zu seiner Spitze,

aufzusteigen scheinen. An den steileren Abstürzen gleichen die hervorstehenden Schichten einer Reihe von Stufen, von denen einige vollkommen regelmäßig, andere aber eingezackt sind. An den minder steilen Seiten, kann man diese Erscheinung aber weniger bemerken und an anderen verlieren sich jene Stufen ganz unter der Masse lockerer Trümmern, die sich von den oberen Theilen des Hügels losgerissen haben. Ueberall aber, wo die Seiten steil und bloß sind, erscheinen die Schichten stufenartig übereinander liegend und in verschiedenen Höhen eine große Mannichfaltigkeit von Schattirungen und Farben darbietend.

Alle diese Schichten bestehen aus einem Steine, der mit dicken Lagern von vulkanischer Masse und mit dünneren von verschiedentlich gefärbtem Thone abwechselt. Dieser Stein, welcher die Hauptschicht der Insel ausmacht und sowohl in den höchsten als in den niedrigsten Lagen angetroffen wird, ist offenbar nichts anders als Basalt. In wie fern dieser den Basalten anderer Länder, die der Verfasser zu untersuchen keine Gelegenheit gehabt hat, gleicht, oder von ihnen verschieden ist, das wird sich am besten aus einer ausführlicheren Nachricht von den erkennbaren Eigenschaften, dem Gewebe, und der Lage desselben ergeben. Er ist nämlich ein schwerer, dichtkörniger Stein von der Härte eines Feuersteins und gewöhnlich von dunkelblauer oder schwarzer Farbe, ob man ihn gleich auch an einigen Stellen roth und an anderen verschiedentlich gefärbt antrifft. Man findet ihn nirgends in großen ungetheilten Massen, wie den Gra-

nit, sondern er ist immer regelmäßig gespalten und läuft in verschiedenen Lagern fort. Diese Lager haben immer ein säulenartiges Ansehen, weil sie aus senkrechten Steinstücken bestehen, die durch vertikal laufende Spalten von einander getrennt und gewöhnlich wieder von horizontal gehenden Spalten durchschnitten werden, die ihnen das Ansehen von künstlich übereinandergelegten Bruchstücken, den Steinen eines Gebäudes ähnlich, geben. Das obere Ende dieser Säulen ist zuweilen flach, öfters aber hervorstehend und eckig und an einigen wenigen Stellen erscheint das Ganze in einer regelmäßig prismatischen Form. Am auffallendsten und deutlichsten zeigt sich diese basaltische Erscheinung an dem Ufer des Meeres und gegen den Gipfel der Hügel, wo der Stein am stärksten entblößt und hervorstehend ist. An einigen dieser Stellen sieht man eine Reihe von Säulen von gleicher Höhe, die, wegen der Gleichförmigkeit ihrer Einrichtung, einem von der Kunst errichteten Werke gleichen. Ob sich aber gleich dieser große Grad von Regelmäßigkeit nur an sehr wenig Stellen wahrnehmen läßt, so kann man doch in jedem Theile der Insel, selbst bei den wildesten und unregelmäßigsten Steinmassen, immer einige Tendenz zu dieser Säulenform bemerken, und auch in den Steinbrüchen findet man sie in dieser Gestalt, die oft sehr regelmäßig ist, getheilt.

In der Regel stehen diese Säulen senkrecht, zuweilen aber haben sie eine schiefe Richtung und sind oft an ihren oberen Theilen, die sich an einander schließen, schön gebogen, und wieder an anderen Stellen ist das Ganze

in zarte Bruchstücke geschiefert, die aber ihre natürliche Lage behalten haben. Ueberhaupt genommen aber sind die inneren Theile des Steines dicht und fest und von einem gleichförmigen Gewebe, und nur an den obersten und untersten Theilen desselben, wo er mit den an ihn gränzenden Lagern von Thon oder vulkanischer Masse zusammenstößt, bietet sich die größte Mannichfaltigkeit von Erscheinungen dar. An diesen Stellen nämlich ist er gewöhnlich zellenartig, schlackenförmig, blätterig oder flockig, oder er läuft in runde Knöpfe oder Drusen aus, die aus sphärischen Platten bestehen, die sich leicht von einander trennen lassen und deren innere Fläche eine reiche Indigofarbe hat. Auch die schlackenähnlichen Theile sind auf die mannichfaltigste Art gefärbt, und es ist merkwürdig, daß verschiedene Stellen an dem Fuße und an den Gipfeln der Felsen ganz schwarz und schlakkenartig sind, gleichsam als hätten sie erst neuerlich die Wirkungen des Feuers erfahren. Sie sind dabei voll großer Höhlungen oder Löcher, von denen verschiedene mit stark unter einander verkitteten vulkanischen Fragmenten angefüllt sind, wobei noch bemerkt zu werden verdient, daß der Stein an manchen Stellen, sowohl oben als unten, in einen verhärteten blauen oder schwarzen Thon ausgeht, dies aber so unmerklich thut, daß man nicht unterscheiden kann, wo der Stein aufhört oder der Thon anfängt. Dieser Thon ist immer voller Löcher und innerer Höhlungen.

Die felsigen Schichten sind von sehr ungleicher Stärke, indem einige von ihnen sechzehn bis zwanzig

Fuß, andere dagegen nicht über einen Fuß dick sind und diese Verschiedenheit der Mächtigkeit kann man oft sogar an einerlei, den Hügel durchschneidenden Felsenschicht, bemerken, indem sie an ihren oberen und unteren Theilen alle bereits beschriebenen mannichfaltigen Erscheinungen zeiget.

Ob man aber gleich bei allen diesen felsigen Schichten, sie mögen nun mächtiger oder schwächer seyn, überhaupt die Anlage zur Säulenform bemerkt, so bekömmt doch das Ganze von der schlackenartigen Gestalt der Basen und Spitzen derselben, so wie davon, daß sie sowohl oben als unten in ungleichen Entfernungen enden, und von den statt gehabten Zerstörungen und Trennungen eine rauhe und unebene Außenseite und die Ansicht des Hügels bietet bei dem ersten Anblicke nichts anderes dar, als ungeheure hervorstehende Felsenstücke, mit großen Vertiefungen und überhängenden Klippen. Allein wenn man diese Gegenstände genauer untersucht, so findet man, daß der mittlere Theil des Steins, wo er nicht durch die Zeit oder die Wirkungen des Feuers beschädigt worden ist, aus senkrechten Theilen besteht, die von einander verschieden und abgesondert sind, und ob dies gleich am meisten an den mächtigsten Schichten bemerkt werden kann, so besteht doch auch die nur einen Fuß dicke Schicht aus winkeligen Fragmenten, deren obere und untere Flächen alle die Erscheinungen zeigen, die man an den Spitzen und an dem Fuße der mächtigeren Schichten wahrnimmt.

Bei der Erwähnung der Richtung, welche diese Schichten nehmen, ist bemerkt worden, daß sie gewöhnlich mit der Basis des Hügels parallel sind und daß sie, indem sie ihn senkrecht durchdringen, nach obenzu eine schiefe Richtung annehmen. Allein ob dies gleich in Ansehung des größeren Theiles derselben wahr ist, so findet doch auch wieder in Ansehung der Richtung anderer eine große Verschiedenheit statt, indem man sie in jeder Lage, von der horizontalen an, bis zu der vertikalen findet; und selbst die parallelen und horizontalen Schichten, welche die Hauptmasse der Hügel ausmachen, sind so verschieden und unregelmäßig, daß es schwer ist eine deutliche Vorstellung von ihnen zu geben. An manchen Stellen sind sie vollkommen eben und regelmäßig, an anderen mit Einschnitten versehen und gekrümmt, zerrissen und unterbrochen. Hie und da kommen sie einander sehr nahe, dann treten sie wieder zurück und lassen einen weiten Zwischenraum, den eine unregelmäßige Masse von zusammengehäuften und verbundenen vulkanischen Stoffen ausfüllt. Zuweilen zieht sich ein ungeheueres säulenförmiges Felsenlager, das zwanzig Fuß dick ist, nach und nach in eine, nicht über einen Fuß dicke Lage zusammen, die eine beträchtliche Strecke so fortläuft, dann wieder bis zu ihrer vorigen Mächtigkeit anschwillt und sich zuletzt in einer Reihe von Säulen endigt, deren Basen und Spitzen so schwarz und verschlackt sind, daß sie wie Baumstämme aussehen, die an jedem ihrer Enden zu Kohlen gebrannt worden. Man muß sich hiebei erinnern, daß an den oberen und unteren Theilen der Felsen immer einige Wirkungen des Feuers sichtbar

sind, und daß dies besonders der Fall da ist, wo die darunter oder darüberliegenden Massen aus vulkanischen Fragmenten und Schlacken bestehen, und an diesen Stellen ist der Felsen nicht bloß schieferig, blätterig und mit mancherlei Farben gefärbt, während der mittlere Theil aus einem dichten und festen blauen Steine besteht, sondern er ist auch schwammig und porös und voll großer Höhlungen und Zwischenräume, wie die durch Feuer in Thon oder Teig hervorgebrachten zu seyn pflegen. Bestehen die zunächst liegenden Schichten aus Thon, so sind die Enden des basaltischen Felsen regelmäßiger bezeichnet und tragen auch weniger Spuren von der Wirkung des Feuers an sich.

Die Höhlungen und Löcher, die bisher als besonders den oberen und unteren Theilen der Felsen eigen, sind beschrieben worden, trifft man zuweilen auch in dem Mittelpunkte derselben an und diese Erscheinung ist oft mit einem ganz besonderen Umstande verbunden. In einem in dem innern Theile der Insel gelegenen, Steinbruche nämlich, wo diese blauen Felsen um zum Bauen gebraucht zu werden, ausgegraben werden und wo man ihnen schon leicht eine regelmäßige Gestalt geben kann, findet man in den ausgebrochenen Steinen viele Löcher, die ein reines und gesundes Wasser enthalten. Sie sind gewöhnlich ganz damit angefüllt, obgleich übrigens das Gewebe des Steines das festeste und dichteste ist.

Da ich nun versucht habe, meine Leser mit den Fel-

senschichten bekannt zu machen, so ist es nothwendig, auch noch etwas über die anderen Stoffe zu sagen, die mit jenen abwechseln, um die Beschaffenheit des innern Baues und der Einrichtung der Insel hinlänglich kennen zu lernen.

Das Felsenlager wird oft, sowohl oben als unten von einer großen Menge kleiner Trümmer, die ohne Ordnung unter einander gemischt und durch eine graue, rothe oder schwarze Masse fest untereinander verkittet sind, obgleich an einigen Stellen das Ganze zerreiblich und mulmig ist, eingeschlossen. Wenn man diese Trümmer untersucht, so findet man, daß sie zu der nämlichen Art von leichten, porösen, zellenförmigen und schlackenartigen Steinen gehören, die in so großer Menge über die ganze Insel verstreut sind. Diese Steine sind in Ansehung ihres Gewebes, ihrer Farbe und ihrer eigenthümlichen Schwere gar sehr von einander verschieden. Die Masse, die sie zusamverbindet und in der man sie zerstreut findet, ist eine Lava, die aber in Ansehung der Farbe und des Gewebes eben so verschieden ist. Die dazwischen liegenden Massen, die die Felsenschichten absondern, haben an manchen Stellen eine Höhe von zwanzig und mehr Fuß; aber ihre Breite ist sehr ungleich, ob sie schon wie Schichten ununterbrochene Lager um den ganzen Hügel her bilden, und in verschiedenen Höhen zwischen den aufsteigenden Felsen eingeschoben sind. An einigen Stellen nehmen sie so sehr zu, daß bloß noch eine dünne Steinlage sichtbar bleibt, die regelmäßig durch jene Masse streicht und an jedem Ende mit der Felsenschicht, von der sie einen Theil aus-

macht, verbunden ist. Oft wird der Felsen in acht bis zehn aufeinanderfolgende Abtheilungen durch diese vulkanischen Massen getheilt, die jene von einander trennen, ohne daß sich irgend ein anderer Stoff dazwischen befände, und man kann sich nicht leicht einen schauderhafteren und drohenderen Anblick denken, als viele dieser Abstürze, voll tiefer Aushölungen mit über ihnen hängenden Massen lockerer Felsenstücke, von denen sich unaufhörlich Trümmer losreißen und herabrollen. Dadurch werden dann an manchen Stellen höchst sonderbare und auffallende Erscheinungen hervorgebracht; denn da die Schichten des Basaltfelsens oft wellen- und schlangenförmig fortstreichen, so sind durch jenes Herabrollen der unter ihnen liegenden Massen tiefe Aushölungen entstanden, die nun wegen jener wellenförmigen Gestalt der Felsen, mit steinernen Bogen überwölbt sind und so eine Reihe künstlicher Brücken darstellen.

Unter den beschriebenen vulkanischen Massen, findet man nun auch zahlreiche Thonschichten, die aber in Ansehung der Farbe, des Gewebes und der Härte außerordentlich verschieden sind. Die von einer glänzend rothen Farbe sind die gewöhnlichsten. Man sieht diesen Thon oft in Lagern, die nur wenige Zoll dick sind die nächsten Felsenschichten von einander theilen und in einer horizontalen Richtung, oder doch nur wenig von ihr abweichend, um den ganzen Hügel herumlaufen. An anderen Stellen nehmen diese Thonstreifen einen schiefen Gang, indem sie der Richtung der Felsenschichten folgen, zwischen denen sie liegen. Diese Adern durchstrei-

chen die ganze Insel und man findet sie in den höchsten, wie in den niedrigsten Gegenden derselben und da sie sich in regelmäßigen und gleichförmigen Linien durch die schwarze vulkanische Masse hinziehen, so bringt dies eine sehr schöne Wirkung hervor. Außer dieser rothen Thonart, welche die gewöhnlichste ist, giebt es auch noch dergleichen von allen anderen Farben, besonders gelben, blauen, purpurfarbigen und indigfarbigen, die oft in einer und derselben Schicht mit einander vermischt sind.

Wenn man diese Thonarten untersucht, so findet man, daß sie in verschiedenen Rücksichten Aehnlichkeit mit dem Bau und dem Ansehen des beschriebenen basaltischen Felsens haben, denn nicht nur sind verschiedene Theile einer und derselben Thonschicht verschieden gefärbt, sondern die Schicht selbst ist auch regelmäßig gespalten und in gleichförmige und winkelige Theile getrennt und an manchen Stellen erscheint sie deutlich säulenförmig. Eben so wie die Felsen, sind auch diese Thonarten blätterig und flockig, (muschelig) oder enden in kernförmigen Körpern oder Knöpfen, die aus konzentrischen Lamellen oder Blättern bestehen, deren innere Flächen mit lebhaften Farben bunt gefärbt sind, und so sind alle inneren Flächen der regelmäßigen Theile, in die die Thonschichten gespalten sind, gefärbt, wie dies auch der Fall bei dem Felsen ist. Obgleich die Thonlager und Felsenschichten deutlich von einander getrennt sind, so findet man doch auch immer Theile von ihnen mit einander vermischt. So trifft man in dem Inneren des Felsen Nieren und Kerne von Thon an, und unter dem Thone fin-

det man Nieren und Kerne vom Felsen und zugleich auch noch schwammige, poröse und löcherige Steine. Von diesen Thonschichten ist auch das noch merkwürdig, daß man gewöhnlich in ihnen Thonnieren zerstreut findet, die härter sind und auch eine andere Farbe haben, als die Schicht selbst. In einer gelben Thonschicht fand man eine sehr große Menge von Nieren, welche die Größe einer Pistolenkugel hatten, außerordentlich hart und von dem lebhaftesten Roth, Indigo und Berliner Blau waren. Diese Thonarten nehmen diese Gestalt so häufig an, daß sie in dem Inneren der Insel oft von den Seiten der Hügel in die Thäler herabgeschwemmt und hier vom Wasser durchdrungen werden, da sie denn wie eine Sammlung bunter und schön gefärbter Kiesel aussehen, und diese so täuschend nachahmen, daß man sich nur erst dann überzeugt, daß sie keine Steine sind, wenn man sie zerdrückt und zerrieben hat.

In den an dem Meere liegenden Hügeln zeigen sich die Thonarten bloß in dünnen Schichten, die in verschiedenen Höhen zwischen den Basaltschichten liegen. Tiefer im Innern findet man sie mächtiger, so daß sie der Hauptstoff zu seyn scheinen, aus dem die inneren Hügel bestehen; jedoch sind sie mit einigen Schichten des nämlichen Basaltfelsens und der nämlichen vulkanischen Producte, wie man sie am Ufer findet, untermengt. Diese Verschiedenheit der Bestandtheile der äußeren und inneren Theile der Insel ist, ob sie gleich was ihren Bau betrifft, einander ähnlich sind, sehr auffallend. Der ganze Umfang, der aus steilen und schroffen Hügeln besteht, die

durch tiefe und enge Thäler von einander getrennt werden, zeigt nichts als Felsenschichten, wie ich sie schon beschrieben habe, die zwischen vulkanischen Massen liegen oder hie und da durch dünne Thonlager, die verschieden gefärbt, meistens aber roth sind, von einander getrennt werden. Die inneren Hügel und Rücken aber bestehen hauptsächlich aus Thon. Einige von ihnen sind grün bekleidet und diejenigen, die bloß und unfruchtbar oder öde sind, haben eine so große Mannichfaltigkeit glänzender und schöner Farben, daß es nicht möglich ist, dem Leser durch die bloße Beschreibung eine deutliche Vorstellung davon zu geben. Man übersieht das ganze reizende Farbenspiel mit Einem Blicke und die mit einander im Kontraste stehenden Schattirungen vereinigen sich zur Darstellung einer zauberischen Scene.

Von der Spitze der im Inneren liegenden hohen Bergkette, welche die Insel durchschneidet, hat man einen Prospect, der vielleicht zu den sonderbarsten und ausgezeichnetsten der Erde gehört. Dieser Rücken selbst, von dem sich mehrere Gipfel und Spitzen erheben, ist bis oben hinauf mit der üppigsten Vegetation von Kräutern und mit Hainen in- und ausländischer Gesträuche und Bäume bedeckt. Tiefer unten sieht man zahlreiche Gruppen von Thonhügeln mit kegel- und pyramidenförmigen Gipfeln, alle durchaus nackt, aber mit den buntesten und lebhaftesten Farben schattirt. Zwischen ihnen, oder auch auf ihren Gipfeln, erblickt man ungeheure abgesonderte Felsenmassen, die sich mehrere hundert Fuß hoch über dieselben erheben. Hinter diesem Rücken haben

die äußeren Theile der Insel, überall wo sie an das Meer gränzen, das Ansehen verbrannter, verschlackter, schwarzer, rauher und mulmiger Muscheln, und zeigen auch nicht die kleinste Spur von Vegetation.

Allein, so groß die Verschiedenheit zwischen den an dem Meere liegenden Theilen und dem Inneren der Insel in Ansehung der Zusammensetzung und Gestalt auch immer seyn mag, so haben doch beide Theile einen analogen Bau und ihrer Einrichtung liegt ein und dasselbe Prinzip zum Grunde. Dies gilt von der ganzen Insel. Bei den thonigen Hügeln bemerkt man eine ähnliche Anordnung der Theile, mit der, welche die am Ufer liegenden felsigen Hügel haben, und die Thonlager erheben sich stufenartig übereinander und lassen sich zuweilen durch ihre verschiedenen Farben von einander unterscheiden. Indessen sind diese Erscheinungen hier doch nicht so in die Augen fallend, als bei den Steinschichten, denn diese Hügel sind gewöhnlich sehr von Gräben, welche die Regengüsse gemacht haben, durchschnitten und entstellt, so daß einige ihrer Abhänge voll steiler und zerrissener Rükken sind und die von ihnen herabgewaschenen verschiedentlich gefärbten Thonarten nun unter einander gemischt liegen, und das Ganze ein unregelmäßiges buntes Ansehen bekömmt. Nichts kann glänzender seyn, als die bunten Farbentinten, die diese Klippen darbieten.

In allen diesen Thonschichten, die in Ansehung ihres Bau's und ihrer Anordnung den Felsenschichten so ähnlich sind, findet man, obgleich in einem viel geringe-

ren Verhältnisse als in der Nähe des Gestades, den nämlichen basaltischen Stein und die nämliche vulkanische Schlacke, in Verbindung mit einer sehr schweren Lava, die frischgeschmolzenem Eisen gleicht, zerstreut. In den tiefen Thälern und Schluchten zwischen den Thonhügeln, bemerkt man auch da, wo die über ihnen liegenden Theile hinweggewaschen worden sind, an einigen Stellen eine Reihe von Felsensäulen, welche die Basen der ihnen gegen über liegenden Hügel und Rücken verbinden, indem über sie herabfallende kleine Wassermassen Kaskaden bilden. Auch auf den Gipfeln und in der Mitte der Abhänge bemerkt man hie und da hervorstehende säulenförmige Felsenmassen.

Vorzüglich in diesem Theile der Insel, nämlich unter den thonichten Bergen, fällt ganz besonders eine Erscheinung auf, die, ob sie gleich mehr oder weniger merklich in jedem Theile von St. Helena ist, doch da am stärksten ausgedrückt ist, wo der Thon die Oberhand behauptet. Man bemerkt nämlich daselbst, daß die Hügel, außer den horizontalen und parallelen Schichten, aus denen sie hauptsächlich bestehen, auch noch von mächtigen senkrechten Schichten eines lockeren und zertheilten Steines durchdrungen und noch überdies von schieflaufenden Scheidewänden durchschnitten werden, welche die Abhänge derselben in dreieckige oder bogenförmige Felder theilen. Diese Scheidewände sind aus Thon oder Stein, oder einer diesen beiden so gleichkommenden Masse, zusammengesetzt, daß es nach dem bloßen Ansehen schwer ist, zu bestimmen, zu welchem von beiden

Körpern sie gehört. Was die senkrechten Schichten betrifft, die von den Gipfeln der Hügel bis an den Fuß derselben reichen, so bestehen sie, so weit ich sie habe untersuchen können, aus einem rothen, grauen oder blauen Steine, haben oft eine große Breite und sind alle regelmäßig gespalten, indem an manchen Stellen die einzelnen Theile völlig getrennt und abgesondert, aber dabei so gleichförmig gestaltet sind und so gerade liegen, wie die Steine eines Gebäudes. Verschiedene dieser vertikalen Schichten erheben sich über die Oberfläche der Hügel und bieten den Anblick ungeheurer Mauern dar, die von den Gipfeln bis zu dem Fuße der Hügel herablaufen. Die einzelnen Stücke, aus denen sie bestehen, haben nicht einerlei Größe, sondern man findet sie von allen Größen, indem einige sechs bis acht Fuß und andere bloß einige Zoll lang, alle aber so regelmäßig und glatt sind, daß sie, ohne die Wirkung des Hammers oder des Meißels erfahren zu haben, als schickliche Werkstücke für Maurerarbeiten da zu stehen scheinen. Es ist auch noch zu bemerken, daß die Spalten in den vertikalen Schichten mit diesen oft einerlei Richtung haben, und daß sie an einigen Stellen die ganze Masse in senkrechte Säulen theilen, die dann wieder durch horizontal-gehende Spalten in regelmäßige Körper unterabgetheilt werden. Andere von den vertikalen Schichten, bestehen aus flachen einzelnen Stücken, die horizontal an einander liegen, und so kommen eine Menge von Veränderungen in verschiedenen Lagen und dies selbst in verschiedenen Theilen einer und derselben Steinmasse vor.

Diese lockere Beschaffenheit macht, daß die Schichten der steileren Abhänge, der Zersplitterung unterworfen sind. An diesen Stellen sieht man sie selten weit über die Oberfläche des Hügels hervorragen, indem die einzelnen Theile sich in eben der Maaße losreißen und herabrollen, als die sie umgebenden weicheren Theile abfallen oder weggewaschen werden. Auf dem Gipfel des Hügels selbst aber, bleibt oft ein Theil der Schicht unversehrt und erhebt sich bis zu einer ungeheueren Höhe.

An der Südseite der Insel befindet sich eine sonderbare Gruppe solcher einzeln stehender Felsenmassen, welchen die Einwohner die Benennungen von Loth, Loth's Weib und Töchter gegeben haben. Sie erheben sich bis zu einer Staunen erregenden Höhe über den Gipfel der Hügel, auf denen sie stehen, und ob sie gleich beim ersten Anblicke unzusammenhängende Massen zu seyn scheinen, so findet man doch bei genauerer Untersuchung, daß sie einen Theil der vertikalen Schichten ausmachen und wahrscheinlich durch ihre Lage gegen die Zertrümmerung geschützt worden sind. Sie bestehen aus verschiedenen einzelnen Theilen von der Art, wie sie schon beschrieben worden sind, gewähren einen höchst auffallenden Anblick, und sind von tiefen Klüften und fürchterlichen Abgründen und von Gruppen von Thonhügeln, die höchst malerisch und romantisch da liegen und deren Gipfel alle regelmäßig gestaltet sind, umgeben und entfalten alle Farbentinten, die des Pflanzengrüns ausgenommen. In diesem ganzen Theile der Insel, der an die Sand-Bucht (Sandy Bay) gränzt, herrscht in der Gruppi-

rung der Gegenstände ein Charakter von Wildheit, die alles übertrifft, was der Verfasser jemals gesehen hat. Man fühlt sich hier wie in einen anderen Planeten versetzt, wo jeder Gegenstand durch seine Neuheit auffällt und von allem, was man bisher gesehen hat, verschieden ist. Alle umherliegenden Hügel, Klippen, Felsen und Abgründe sind so sonderbar gestaltet, und so fantastisch gemischt und unter einander geworfen, daß sie mehr den Luftgestalten, die man unter den Wolken wahrnimmt, als irgend einem der aus dichterem Stoffe zusammengesetzten Körper gleichen.

Außer diesen vertikalen Schichten, die man an jeder Seite der Hügel, von der Spitze bis zu dem Fuße derselben, herabgehen sieht, und die sich an verschiedenen Stellen so hoch über ihre Gipfel erheben, findet man auch noch einige große isolirte und kegelförmige Massen des nämlichen gespaltenen Felsens, die mit keiner der ausgebreiteteren Schichten in Verbindung zu stehen scheinen, und senkrecht aus den Hügeln, oder den zwischen ihnen befindlichen Schluchten und engen Thälern hervorragen. An der Südseite der Insel befindet sich in einer Schlucht ein solcher Felsen von ungeheuerem Umfange und einer großen Höhe. Seine Gestalt ist die eines unregelmäßigen Kegels und er ist so durch und durch gespalten und zerrissen, daß es wunderbar scheint, daß er so zusammengehalten hat. Das scheint wenigstens ausgemacht zu seyn, daß der Stein jene Spalten erst dann muß bekommen haben, als er schon in der Lage war, in der er noch jetzt ist, weil er sonst nicht gut

hätte können fortbewegt oder versetzt werden, ohne die Ordnung seiner Theile zu zerstören. Wären, zum Beispiele, diese Felsen und Schichten, in ihrem gegenwärtigen lockeren und zerstückelten Zustande durch unterirdische Stöße in die Höhe gehoben worden, so hätten die Theile, aus denen sie bestehen, unausbleiblich und in größter Unordnung unter einander geworfen werden müssen.

Ob der Stein, aus welchem die vertikalen Schichten und die eben beschriebenen isolirten Massen bestehen, wesentlich von den Basalten der parallelen Schichten verschieden ist, wagt der Verfasser nicht zu entscheiden, indessen hat er doch so viel beobachtet, daß er an verschiedenen Stellen ihnen einigermaßen ähnlich ist, indem er aus langen aufgerichteten und Säulen ähnlichen Stücken besteht. In den Thälern, in welchen viele von den Hügeln abgerissene große Massen liegen, findet man, daß der Körper des Steins durch Spalten regelmäßig in Säulen getheilt ist, von welchen einige Winkel haben.

An den Seiten einiger der höchsten Hügel war dem Verfasser eine sehr sonderbare Erscheinung auffallend, die genauer zu untersuchen ihm aber wegen der Unzugänglichkeit der steilen Abhänge unmöglich war. Der ganze Abhang nämlich, oder doch ein Theil desselben, bestand aus Reihen kleiner vertikaler, an ihrem oberen und unteren Theile deutlich begränzter Körper, die, aus der Ferne gesehen, eine große Aehnlichkeit mit den Pfeifen

einer Orgel hatten. Diese Körper waren in verschiedenen Höhen in einzelnen Gruppen zu sehen, und bestanden wahrscheinlich aus Stein oder Thon, der die Säulenform angenommen hatte, da das Ganze zu regelmäßig und zu gleichförmig war, um die Wirkung des bloßen Zufalls seyn zu können.

Die vorstehenden Bemerkungen betreffen, ihrer Ausführlichkeit ohngeachtet, doch bloß das, was die allgemeine Ansicht, den Bau und die Lage der Hauptschicht, aus der die Insel besteht, angeht, und es bleiben dem Verfasser immer noch einige besondere Punkte übrig, die eine Bemerkung verdienen.

Die ganze Oberfläche der Insel ist allenthalben mit einer ungeheueren Menge von Trümmern bedeckt, die aus Splittern des blauen Basaltfelsens und aus leichten, schwammigen, porösen und zelligen Steinen, die in Ansehung ihrer Farbe und ihrer eigenthümlichen Schwere sehr verschieden sind, bestehen.

An der Küste ist nirgends Sand zu finden, als an einer einzigen Stelle, die daher auch den Namen **Sandbucht** (Sandy Bay) bekommen hat, und an dieser Seite scheint auch die Insel durch irgend eine Ursache mehr Zerrüttung und Abnahme erlitten zu haben, als in ihren anderen Theilen. Der hier befindliche Sand ist meist schwarz und besteht offenbar aus Theilen des basaltischen Steines. Alle die übrigen kleinen Ufer und Gestade, bestehen aus kleinen Steinen, welche regelmäßig abge-

rundet und glatt, von sehr verschiedener Farbe und mit keinem Sande vermischt sind. Man findet hier einige quarz- und krystallartige Steine, aber keinen Granit; wenigstens konnte der Verfasser nirgends welchen entdecken. In einigen von den Thälern giebt es eine Art von Sandstein (Freestone) und man findet auch einige Schichten von Marmor und Kalkstein; der erstere ist aber von einer dürftigen und schlechten Beschaffenheit und den letzteren findet man immer in einem zerreiblichen und mulmigen Zustande.

Auf den Spitzen der Hügel giebt es einige Steinmassen, die, wie der Trapp, in regelmäßige Stufen gebrochen sind. Der Bruch geht zuweilen aufwärts und zuweilen niederwärts. Wo das letztere der Fall ist, da bekömmt das Ganze einigermaßen das Ansehen eines umgekehrten Kegels. Verschiedene dieser schwebenden Massen hängen über die Fußsteige her, die rund umher in den Hügel eingehauen sind und geben einen höchst drohenden Anblick. Da wo die Spitze des Hügels zuläuft, ist sie zuweilen mit einer ungeheuren winkeligen Felsenmasse bekrönt, die von weitem einer Bastion ähnlich sieht, indeß der gekrümmte Gang einiger der unteren hervorstehenden Steinschichten nicht unschicklich mit dem Laufgraben vor einer Festung verglichen werden könnte.

Die an der Küste hin liegenden Hügel sind völlig von einander getrennt und abgesondert; im Inneren des Landes hingegen, stehen sie alle mit dem Bergrücken in Verbindung, der die Insel durchschneidet. Manche von ih-

nen haben' eine unregelmäßige Gestalt, so wie überhaupt ihre Oberflächen, wegen der Statt gehabten Verheerungen, sehr ungleich sind. Einige aber sind an ihren Abhängen und auf ihren Gipfeln sehr regelmäßig gestaltet und die Schichten aus denen sie bestehen, haben eine sehr ordentliche Lage und Vertheilung, indem sie schief aufwärts streichen. Da wo auf den Gipfeln die meiste Gleichförmigkeit herrscht, sind die Schichten dünn und ziehen sich in sehr schiefer Richtung um den ganzen Hügel her, aufwärts. Wo die eine Seite des Hügels abhängig, die entgegengesetzte aber steil ist, steigen die Schichten, welche die abhängige Seite bilden, schief aufwärts, indeß die an der steilen Seite eine horizontale Lage haben, oder schief abwärts streichen.

Längs der Küste ist der Fuß der Hügel voller tiefer Aushölungen, in welche zur Flutzeit das Wasser tritt und dicht dabei stehen an verschiedenen Stellen zerrissene und unregelmäßige Felsenmassen, die durch eine schwere Lava mit einander verküttet werden. Diese Massen sind voll Holungen und Löcher und erheben sich über die Fläche des Meeres. Man hört hier das Rauschen des unterirdischen Wassers, das unter der Erde in die Hölungen der Insel eindringt, oder an dem Fuße der Hügel in Strudeln aufschäumt. Die Tiefe und den Umfang dieser unter den Hügeln befindlichen Hölen, in die das Meer eindringt, konnte der Verfasser nicht untersuchen, oder erfahren. Da, wo sich diese Hölen am Fuße der Hügel befinden, sind auch gewöhnlich sehr hohe Klippen und Abgründe mit überhängenden Steinmassen, die mit

den übrigen so schwach zusammen zu hängen scheinen, daß es eben nicht die anmuthigste Unternehmung ist, die unter ihnen liegenden Hölen zu untersuchen.

Der Verfasser befürchtet durch dieses Detail dem Leser langweilig geworden zu seyn, ob er gleich nur die auffallendsten und merkwürdigsten Umstände berührt und keiner der vielen Abweichungen und Unregelmäßigkeiten von den herrschenden Erscheinungen erwähnt hat. Und doch sind in einigen Gegenden diese Unregelmäßigkeiten so groß, daß man beim ersten Anblicke leicht könnte verleitet werden zu glauben, daß die Insel in einer späteren Periode nach ihrer ersten Bildung, starke und heftige Erschütterungen müsse erfahren haben, welche die Zerrüttung und Verrückung ihrer Schichten zur Folge gehabt; aber man findet doch nicht alle Schichten eines und desselben Hügels in diesem Zustande der Unordnung, und wenn auch die mittleren Theile noch so verwirrt und unregelmäßig sind, so bemerkt man doch an der Spitze und an dem Fuße des Hügels einige Felsenschichten und Thonlager, die vollkommen gleichförmig und eben gestaltet sind, und nicht die geringste Zerstörung oder Unterbrechung erfahren haben, und es ist schwer zu begreifen, wie ein Stoß, der die in der Mitte des Hügels bemerkte Verwirrung verursacht hat, dies hat thun können, ohne die auf dem Gipfel und an dem Fuße liegenden Schichten aus ihrer Lage zu bringen.

Zweites Kapitel.

Bemerkungen über den Ursprung und die Bildung der Insel.

Die Erscheinung einer vulkanischen Insel, mitten im Meere und in so weiter Entfernung von irgend einem anderen Lande, ist allerdings ein der Aufmerksamkeit des Wißbegierigen würdiger Gegenstand. Einige Geognosten haben behauptet, daß Inseln der Art nie tief im Meere, oder außer der Verbindung mit anderen Ufern entständen; aber hier haben wir ein Beispiel von dem Gegentheile an einer Insel, von der man wegen ihrer grossen Entfernung nicht wohl annehmen kann, daß sie einige Verbindung mit den Ufern anderer Länder habe und die durch irgend eine große Anstrengung der Natur, von dem Boden eines ungeheueren und unergründlichen Meeres emporgehoben worden. Ihre entfernte und isolirte Lage und die Wildheit und Sonderbarkeit ihrer ganzen Gestalt, leitet zwar zu nicht unwahrscheinlichen Vermuthungen und Schlüssen über ihren Ursprung und ihre Bildung, allein so wahrscheinlich und so sehr der Sache entsprechend sie auch immer seyn mögen, so viel Schwierigkeiten und Zweifeln bleiben doch immer unsere Untersuchungen solcher entfernter und geheimer Prozesse der Natur, die jenseits des Kreises unserer Beobachtungen und Erfahrungen liegen, unterworfen. Die Bildung der großen Schichten der Erde, die Entstehung der Gebirge und das Emporstoßen von Inseln aus dem Grunde

des Meeres, sind Operationen über die wir, da wir nie Gelegenheit gehabt haben, sie wirklich entstehen zu sehen, bloß nach den gegenwärtigen Erscheinungen urtheilen können, und auf diesem Wege können wir doch zuletzt bloß zu Folgerungen geführt werden, deren Evidenz, weil unsere Kenntnisse so unvollkommen sind, nicht die klarste und befriedigendste ist, und die verschiedenen, einander entgegengesetzten und sich widersprechenden Ansichten der Dinge, die sich aus dem Räsonnement, selbst von Männern von Wissenschaft und Beobachtungsgeiste, über den Bau der Erde ergeben, scheinen auf die Bemerkung zu leiten, daß die Natur bisher der Schwäche der menschlichen Nachforschungen über die Art, wie sie ihre großen Erdrevolutionen bewirkt, gespottet hat.

Indessen sind doch mehrere dieser zur Erklärung der, mit unserm Erdkörper vorgegangenen, Veränderungen, aufgestellten sinnreichen Hypothesen immer schätzbar, wegen der vielen schönen und interessanten Naturansichten die sie darlegen, ja selbst die unwahrscheinlichsten sind nicht ganz ohne Nutzen gewesen, da sie auf eine indirekte Art zu dem Fortschritte unserer Kenntnisse beigetragen haben, indem Menschen selten eifriger in der Aufsuchung und Vergleichung von Thatsachen sind, als wenn es darauf ankömmt irgend eine Lieblingshypothese zu unterstützen, und obgleich die Meteore der Theorie nicht im Stande sind, die Dunkelheit der Hemisphäre zu zerstreuen, so können sie doch beitragen, verborgene Pfade und Schlupfwinkel in dem Labyrinthe der Natur zu ent-

decken. Auf diesem Wege sind manche wichtige Facta ans Licht gebracht worden, die sonst vielleicht verborgen geblieben wären, und man hat in der Untersuchung solcher Theile der Erde, die dem Forscher offen stehen, beträchtliche Fortschritte gemacht, ob es gleich noch an vielen Thatsachen fehlt und wahrscheinlich erst die zusammengehäuften Kenntnisse vieler Jahrhunderte den Philosophen in den Stand setzen werden, eine alle Erscheinungen völlig umfassende und erklärende Theorie aufzustellen. Indessen bleibt uns die Hoffnung übrig — die dem für die Wissenschaften entflammten Gemüth nie gleichgültig ist — daß es vielleicht künftigen Generationen, die dann schon ein größeres Feld gemachter Beobachtungen übersehen, gelingen werde, zu einem vollen Lichte über die Ordnung und Reihe der Erscheinungen, die den Bau der Erde betreffen, von dem wir jetzt nur einen sehr dunkeln und unvollkommenen Schein haben, zu gelangen. Dies große Object ist bereits ins Auge gefaßt und wird wahrscheinlich, als eines der interessantesten und wichtigsten Gegenstände der Nachforschungen in dem Zirkel der wissenschaftlichen Beschäftigungen auch nicht aufhören die Aufmerksamkeit der scharfsinnigsten Männer auf sich zu ziehen. Obgleich der Mensch seinen Aufenthalt nicht bloß darum auf der Erde bekommen hat, um auf die Revolutionen derselben zu achten, so können doch für ihn, als ein denkendes und vernünftiges Wesen wenige Dinge ein höheres Interesse haben, als die Erforschung der Veränderungen des Baues und der Gesetze des Planeten, den er bewohnet.

Von diesem Interesse ist denn auch der Verfasser geleitet worden und er muß es nun dem unbestochenen Urtheile seiner Leser zu bestimmen überlassen, ob seine Nachrichten von der geognostischen Beschaffenheit der Insel St. Helena und seine Folgerungen oder vielmehr Conjecturen befriedigend ausgefallen sind oder nicht. Indessen glaubt er doch wenigstens, daß die Folgerungen und Conjecturen, die er nun noch im Begriffe ist mitzutheilen, natürlich aus den Erscheinungen die er beschrieben hat, hergeleitet werden können. In wie weit aber andere diesen analoge Erscheinungen in anderen Theilen der Erde nach ihnen können erklärt werden, zu dieser Untersuchung findet er sich nicht vorbereitet genug; denn ob es gleich ausgemacht ist, daß die Natur auch bei der Emporhebung dieser isolirten Masse aus dem Grunde des Meeres und bei der Anordnung der sie bildenden Schichten, nicht von ihren einmal festbestimmten Gesetzen abgewichen ist, so bietet doch dieser Schauplatz ihrer Wirksamkeit eine sehr beschränkte Ansicht der verschiedenen Wirkungen ihrer unterirdischen Operationen dar und es würde thöricht seyn, in einer kleinen Insel des äthiopischen Meeres das Modell zu dem Bau und den Revolutionen der ganzen Erde finden zu wollen.

Daß die Insel St. Helena der Sitz vulkanischer Feuer gewesen, das wird schwerlich Jemand in Zweifel ziehen, der die Stoffe, aus denen sie besteht, untersuchet. Denn nicht zu gedenken der ungeheuern Menge von verschlackten, löcherigen, leichten, schwammigen

und verglasten Steinen, welche die Oberfläche derselben überall bedecken und der ungeheuern Schichten der nämlichen Steinarten, die durch Lava zusammengekittet werden, die ihre ganze Substanz durchdringt, so tragen selbst ihre härtesten und compactesten Stoffe unverkennbare Spuren von Feuer an sich. Der oberste Theil und der Fuß der Basaltfelsen sind allenthalben mehr oder weniger verschlackt, mit Poren versehen und voller Zellen, und haben bei mehreren eine rußige schwarze Farbe, als wenn sie nicht lange erst aus dem Feuer gekommen wären. In einigen dieser Basaltschichten, die zwischen den größesten vulkanischen Massen liegen, findet man den ganzen Körper des Felsen ausgehöhlt, wie es hohle Baumstämme zu seyn pflegen, so nämlich, daß noch eine dünne Steinrinde geblieben ist, die auf verschiedene Art gebogen und oft schön gewunden und wellenförmig fortläuft, welches bei einer von Natur spröden Substanz nicht der Fall seyn könnte, wenn sie nicht vorher durch eine starke Hitze wäre erweicht worden. Die inneren Flächen dieser ausgehöhlten Felsen sind entweder mit kleinen fest zusammengekitteten vulkanischen Fragmenten überzogen, oder sie haben glänzende und schimmernde Farben, wie polirte metallische Substanzen. Wodurch könnten wohl alle diese Wirkungen anders hervorgebracht worden seyn, als durch Feuer? Jedoch es würde, nach der ausführlichen Beschreibung, die ich von den verschiedenen Schichten und Lagern gegeben, bloß Zeitverschwendung seyn, wenn ich noch erst beweisen wollte, was wohl schwerlich noch Jemand bezweifelt, daß wenigstens ein großer

Theil der Stoffe, aus welchen die Insel St. Helena besteht, aus dem brennenden Krater eines Vulkans müsse geflossen seyn.

Eine andere schwerer zu entscheidende Frage ist die: ob nicht St. Helena schon vorher, ehe sie der Sitz eines Vulkans, der sie in Bau und Gestalt so sehr veränderte, geworden, als eine Insel oder ein Theil irgend eines alten Continents über dem Wasser existirte, oder ob das Ganze aus einer vulkanisirten Masse besteht, die durch wiederholte Eruptionen von dem Grunde des Meeres bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe gehoben worden?

Bei dem ersten Anblicke könnte man wohl durch den merkwürdigen Unterschied, den man zwischen den inneren Theilen des Landes und den, an dem Ufer liegenden Inseln bemerkt, verleitet werden, anzunehmen, daß das Innere des Landes ein Ueberbleibsel irgend eines Urlandes sey, das von Vulkanen angegriffen und verwüstet worden, deren Eruptionen dann alle die das Innere umgebenden Theile der Insel gebildet. Diese Meinung ist scheinbar und ob sie gleich wahrscheinlich denen, die künftig die Sache genauer untersuchen werden, nicht genugthuen möchte, so ist sie doch die, welche von Forster angenommen worden. Dieser macht nämlich die Bemerkung, daß er wohl schon nach dem äußeren Ansehen von verschiedenen Inseln, die Behauptung wagen zu können, glaube, daß sie früher schon, als sie einen Vulkan bekommen, über dem Wasser existirt hätten, und

daß sie durch unterirdisches Feuer ganz verändert und zum Theil umgekehrt worden. Da er seine Meinung durch die gegenwärtige Gestalt der Inseln Ascension und St. Helena, die eine große Aehnlichkeit miteinander haben, unterstützt und erläutert, so ist es wohl nicht am unrechten Orte, hier das anzuführen, was er von diesen beiden Inseln sagt.

„Die Furchtbarkeit dieser Insel, (nämlich der Insel „Ascenson,) überstieg noch alle Schrecken der Oster„insel und des Feuerlandes, auch ohne die Mit„wirkung des Schnees. Sie war ein Trümmerhaufen „von Felsen, die durch das Feuer eines Vulkans waren „verändert worden. Beinahe in dem Mittelpuncte der „Insel erhebt sich ein breiter weißer Berg von großer „Höhe, auf dem wir mit Hülfe unserer Ferngläser Spu„ren von Vegetation entdeckten, daher er von uns auch „den Namen des grünen Berges erhielt. Bei un„seren Anlanden, stiegen wir unter Haufen eines schwar„zen löcherigen Steines, der völlig den gewöhnlichsten La„vaarten des Vesuvs und der Insel Ißland, gleicht „und von der die abgebrochenen Stücken aussahen, als „wären sie von der Kunst so aufgehäuft worden, hinan. „Da die Lavaströme sehr schnell erkalten, können sie „leicht eine Wirkung der Art hervorgebracht haben. Nach„dem wir ohngefähr fünfzehn Ellen (Yards) senkrecht „aufwärts gestiegen waren, sahen wir uns auf einer Ebene „von sechs bis acht Meilen im Umfange, in deren ver„schiedenen Winkeln wir große Hügel von völlig conischer „Gestalt, röthlicher Farbe und völlig isolirt stehend, be-

„merkten. Ein Theil der zwischen diesen Hügeln liegen-
den Ebene, war mit einer großen Anzahl kleinerer Hü-
„gelchen bedeckt, die aus der nämlichen wilden und ris-
„sigen Lava bestanden, die sich am Meere befand, und
„die, wenn zwei Stücke gegen einander geschlagen wur-
„den, einen Klang wie Glas von sich gab. Der Boden
„zwischen den Lavahaufen war mit schwarzer Erde bedeckt;
„da aber, wo sich keine solche Haufen befanden, bestand
„er ganz aus rother Erde. Die conischen Hügel be-
„standen aus einer sehr verschiedenen Lavaart, die roth
„und weich war und sich leicht in Erde zerbröckelte. Wir
„schlossen daher, daß die Ebene auf welcher wir standen,
„vormals der Sitz eines Vulkans gewesen, dessen sich an-
„häufende Asche und Bimssteine, allmählig die conischen
„Hügel gebildet, und daß die Lavaströme, die wir jetzt
„in viele Haufen zertheilt sahen, nach und nach unter neue
„Steine und Asche begraben worden, worauf endlich das
„in der Regenzeit von den in dem Inneren liegenden Ber-
„gen herabkommende Wasser, während seines Laufes al-
„les geebnet und den Krater des Vulkans nach und nach
„angefüllt haben müsse. Die felsige schwarze Lava diente
unzähligen Fregattenvögeln und Tölpeln, die über ih-
„ren Eiern saßen und uns erlaubten dicht an sie zu kom-
„men, zum Aufenthalte. Auf diesem ganzen fel-
„sigen Boden fanden wir nicht mehr als zehen küm-
„merliche Pflanzen, die von zweierlei Art waren, näm-
„lich eine Gattung von Wolfsmilch (Spurge) und eine
„Windenart.

„Nachdem wir einen großen und furchtbaren Lava-

„strom, welche von festerer Art, als die in der Nähe des „Ufers war, erklimmt hatten, gelangten wir zu dem „Fuße des grünen Berges, dessen Beschaffenheit „wir schon von dem Schiffe aus, vollkommen deutlich als „verschieden von der des übrigen Landes, erkannt hat„ten. Die ihn umringende Lava war mit einer unge„heuern Menge Portulak und einer Art von Farrenkraut „bedeckt. Der große Berg wird an seinen Enden von „verschiedenen Klüften in mehrere Körper getheilt, die „sich aber in dem Mittelpuncte alle vereinigen und eine „einzige große Masse, von großer Höhe bilden. Das „Ganze besteht aus einem sandigen tuffartigen Kalksteine, „der nie von dem Vulkan angegriffen worden, und wahr„scheinlich schon vor seinem Ausbruche existirte.

„Die Insel St. Helena hat an ihrer Außenseite „und besonders da, wo die Schiffe vor Anker liegen, wo „möglich ein noch furchtbareres und schröcklicheres An„sehen, als die Insel Ascension; allein je weiter man „auf ihr fortgeht, desto weniger öde erscheint sie, und „die innersten Theile derselben sind überall mit Pflanzen, „Bäumen und Grün bedeckt. Indessen sieht man doch „auch überall die deutlichsten Spuren davon, daß sie eine „große und totale Veränderung durch einen Vulkan und „ein Erdbeben erlitten, wodurch vielleicht der größte Theil „derselben ins Meer versenkt worden.

Wir besuchten Inseln, (fährt eben dieser Schriftstel„ler fort,) die noch immer brennende Vulkane hatten; „wir sahen andere, die bloß noch eine Erhöhung und an=

„dere Spuren davon hatten, daß sie in früheren Zeiten
„von einem Vulkane gebildet worden; wir fanden endlich
„auch Inseln, die keine Ueberbleibsel eines Vulkans hät-
„ten, wohl aber starke und unzweifelhafte Spuren davon
„an sich trugen, daß sie eine gewaltsame Veränderung
„erlitten und durch Erdbeben, unterirdisches Feuer und
„einen Vulkan zerrüttet worden, und ich kann nicht
„umhin die Osterinsel, die Insel St. Helena
„und die Insel Ascension zu denen der letzteren Art zu
„zählen.“ —

Forster nimmt also an, daß die genannten Inseln schon über dem Wasser existirt, ehe sie von Vulkanen angegriffen, oder durch die Wirkungen unterirdischer Feuer oder Erdbeben verändert worden.

In wiefern sich diese Meinung Forsters in Ansehung der Insel Ascension und der Osterinsel als wahrscheinlich darthun lassen möchte, ist der Verfasser nicht im Stande zu bestimmen, da er nie Gelegenheit gehabt hat, diese Inseln zu untersuchen. Was aber die Insel St. Helena betrifft, so scheint sich seine Meinung mehr auf eine flüchtige und oberflächliche Ansicht der Dinge, als eine genaue Untersuchung zu gründen und es dürfte ihm schwer werden, sie mit irgend einem Theile der äußeren Form und Bildung der Insel, die der Untersuchung offen liegt, in Uebereinstimmung zu bringen. Giebt es hier einen Theil eines Urlandes, so muß es in einem mittleren Kerne bestehen, der aber unseren Blicken verborgen ist. Alle Theile der Oberfläche,

von dem Gipfel bis zu dem Fuße der Insel zeigen denselben analogen Bau und die nämlichen vulkanischen Erscheinungen, die über sie verbreitet sind. Zwar hat, wie ich schon bemerkt habe, allerdings eine große Verschiedenheit zwischen der Zusammensetzung der im Inneren liegenden Anhöhen und der am Ufer befindlichen Hügel statt; in dem ersteren nämlich, findet man mehr Thon und verrottete Steine und in den letzteren mehr Basaltfellen und vulkanische Kohle: allein diese Verschiedenheit in der Zusammensetzung dieser Theile, ist mehr scheinbar als wirklich, und scheint von den verschiedenen Verhältnissen der nämlichen Stoffe, die beiden Lagen gemein sind, herzurühren. Alle an der Küste liegende Hügel, werden von dünnen Thonlagern durchstrichen und die im Inneren liegenden, die hauptsächlich aus Thon bestehen, durchdringen Schichten von Basaltfelsen und vulkanischen Kohlen und Schlacken. Selbst die ungeheuern senkrechten Schichten von gebrochenem und gespaltenem Felsen und die Querreihen von zertrümmertem Steine, die sich so häufig in allen den thonichten Hügeln finden, (die ihnen jedoch nicht ausschließlich eigen sind, in dem auch verschiedene an dem Ufer liegende Hügel aus parallelen Lagern von Basalt, Lava und Thon bestehen), werden ebenfalls von vertikalen Schichten eines splitterigen Felsen durchdrungen. Daß die im Inneren liegenden Berge, die hauptsächlich aus stark gebrochenem und gespaltenem Thon und Stein bestehen, eine stärkere Zersetzung als die sie umgebenden Theile müssen erfahren haben, das kann nicht sonderbar scheinen, wenn man bedenkt, daß diese Höhen schon seit lange mit Pflanzen bedeckt sind und daß

sie dadurch und auch wegen ihrer großen Erhöhung einen stärkeren und beständigeren Zufluß von Feuchtigkeit aus den Wolken bekommen, indem es oft auf ihnen regnet, und Nebel sie umhüllen, indeß die an der Küste liegenden Hügel von der Sonne ausgetrocknet werden. Die Zersetzung, die auf ihnen statt gehabt und das Grün, das diese erhabenen Höhen bedeckt, giebt ihnen freilich bei dem ersten Anblicke das Ansehen, als wären sie alle von einer ganz verschiedenen Natur mit den nackten und öden Hügeln, die sie umgeben: allein diese Verschiedenheit ist, wie ich schon bemerkt habe, mehr scheinbar als wirklich, und die Wirkungen des Feuers scheinen bei ihnen eben so unverkennbar und ausgemacht zu seyn, als in irgend einem anderen Theile der Insel. Die Thonarten oder die farbigen zerreiblichen Erdarten, aus denen die kegelförmigen Hügel bestehen, scheinen von der nämlichen Art und dem nämlichen Gewebe zu seyn, als die an dem Ufer zwischen vulkanischen Schichten liegenden Thonlager und wieder sind die senkrechten Schichten und die schiefen Felsencylinder (ridges) alle, und die meisten von ihnen in regelmäßige Theile, wie die horizontalen Basaltschichten zersprungen und gespaltet.

Sollte es nun nicht vernünftig seyn, von dieser Aehnlichkeit des Baues und der Gestalt, die durch alle Theile der Insel herrscht, den Schluß zu ziehen, daß das Ganze, durch unterirdisches Feuer, dem es seine eigenthümliche Gestalt und Bildung zu verdanken hat, von dem Grunde des Meeres sey empor gehoben worden? Diese Meinung scheint jeder Erscheinung, die der gegenwärtige

Zustand der Insel darbietet, zu entsprechen, und doch ist es schwer sich eine Vorstellung davon zu machen, wie und auf welche Art vulkanische Feuer eine lange Zeit auf dem Boden des Meeres hätten bestehen können, ohne ausgelöscht zu werden, obgleich Naturkundiger die Möglichkeit davon zu erklären versucht, und einige von ihnen angenommen haben, daß alle Vulkane ursprünglich auf diese Art entstanden seyen. Wie schwer es uns aber auch immer werden mag, uns eine Vorstellung davon und von dem furchtbaren Kampfe zwischen der brennenden Lava und dem über ihr liegenden Ocean zu machen, so scheint doch das eine unbestreitbare Thatsache zu seyn, daß die Basis der Insel St. Helena durch auf einander folgende Eruptionen unter dem Wasser, wenn anders das äthiopische Meer damals schon existirt hat, sey gebildet worden. Wollte man dies nicht zugeben, so müßte man annehmen, daß hier ein Kern von einem Urlande vorhanden sey, der dem Vulkane zum Sitz gedient, jetzt aber unter seinen Laven und Kohlen verdeckt sey; allein dafür giebt es keinen Beweis, da das Ganze, so tief man hineindringen kann, von der nämlichen vulkanischen Beschaffenheit ist, als die Theile über dem Wasser. In der That findet man auch die größten Lava- und vulkanische Kohlen- und Schlackenmassen, an dem Ufer des Wassers und unter der Fläche desselben. Diese sind da, wo sie von den Wellen konnten erreicht werden, ausgewaschen worden und haben tiefe Höhlungen zurückgelassen, daher auch manche Hügel an ihrem Fuße so voll Höhlen und Löcher sind, daß sie in der feurigen Einbildungskraft eines Dichters,

leicht das Bild von einer mitten in den Wellen schwimmenden Insel erwecken könnten.

Einige Reisende, welche diese Insel besucht haben und von der Wildheit und Regellosigkeit ihrer Gestalt überrascht worden sind, haben sie, ohne ihren Bau und ihre Bildung genugsam zu untersuchen, für die Wirkung eines Erdbebens oder irgend eines unterirdischen Stoßes gehalten, der, indem er das Gewölbe des Oceans geöffnet, die ganze Masse plötzlich in die Höhe geschleudert und sie in dem Zustande gelassen habe, in welchem wir sie noch jetzt sehen. Allein dies anzunehmen, erlauben uns die an ihr wahrzunehmenden Erscheinungen nicht. Denn wäre sie plötzlich durch ein Erdbeben oder einen ähnlichen konvulsivischen Stoß empor gehoben worden, so müßte wahrscheinlich die Ordnung und Lage ihrer Theile eine größere Verwirrung erfahren und stärkere Spuren einer solchen Gewalt an sich haben, als es wirklich der Fall ist. Die Stoffe aus welchen sie besteht, sind so locker und unverbunden und ihre härtesten Schichten in so zarte, leicht von einander zertrennliche Theile gesplittert, daß jede zitternde Erschütterung, wie die eines Erdbebens ist, bei der Emporhebung der Insel, wahrscheinlich alles durcheinander geworfen und das Ganze zu einer nicht zu unterscheidenden Masse würde gemacht haben. Man könnte eben so leicht glauben, daß ein Erdbeben eine Stadt emporheben könnte, ohne die Gebäude derselben einzustürzen, als sich einbilden, daß die Hügel auf St. Helena plötzlich dreitausend Fuß hoch hätten können empor gehoben werden, ohne daß die Lage der zerbro-

chenen, lockeren und hängenden Felsen, aus denen sie besteht, wäre gestört worden. Eine auf die Basis derselben sogleich vertheilte und gleichförmig wirkende Kraft, die das Ganze hätte emporheben können, ohne die dasselbe bildende Theile zu verwirren, annehmen zu wollen, das würde etwas annehmen heißen, für das wir keine Erfahrung haben, und das in seinen Wirkungen jenen unterirdischen Stößen ganz unähnlich seyn würde, die bisher, wo sie statt gehabt haben, Alles zerrütteten und entstellten, was ihrer Wuth ausgesetzt war.

Es scheint daher wahrscheinlich, daß diese Insel nicht plötzlich oder auf einmal, sondern nach und nach ist empor gehoben worden und daß alle die Risse und Spalten, die man in den horizontalen, schiefen und senkrechten Felsenschichten, so wie in den Thonlagern wahrnimmt, erst dann entstanden sind, nachdem diese Schichten schon die Lage angenommen, in der sie sich gegenwärtig befinden, und daß dies wahrscheinlich während ihres Erkaltens und ihres Ueberganges aus einem weichen und flüssigen Zustande in einen harten, geschehen, da es ganz unmöglich scheint, daß sie in ihrem gegenwärtigen getheilten und getrennten Zustande sollten emporgehoben oder einer allgemeinen und gewaltsamen Erschütterung ausgesetzt worden seyn können, ohne eine gänzliche Veränderung in ihrer Ordnung und Einrichtung zu erleiden. Zwar findet man, wie auch bereits bemerkt worden, in der Richtung und der Mächtigkeit der verschiedenen Schichten viele Unregelmäßigkeit, aber die Theile aus denen sie bestehen, passen doch genau zu einander und so

klein auch immer die Trümmer sind, in welche einige Felsen zersplittert worden, so haben doch alle Theile ihre natürliche Lage behalten. Die in den Schichten selbst vorkommenden Unregelmäßigkeiten, sind bloß von der Art, daß sie leicht dadurch entstanden seyn können, daß die aus den vulkanischen Kratern strömende Feuermaterie, über unregelmäßige, an verschiedenen Stellen mehr oder weniger abhängige Flächen, bei den sich folgenden Ausbrüchen geflossen ist.

Alle parallel laufende Schichten von Basaltfelsen, vulkanischen Kohlen und zerspaltenem Thon, die den Hauptkörper der Hügel ausmachen, scheinen die aufeinander folgenden Eruptionen solcher Vulkane, von denen sie entstehen, anzuzeigen, und doch kann man nirgends einen noch vorhandenen Krater entdecken. Diese müssen von der Zeit vertilgt, oder durch irgend eine unterirdische Operation, die erst nach der Bildung der Hügel erfolgt ist, ausgefüllt worden seyn und das letztere wird wirklich durch einige Erscheinungen wahrscheinlich gemacht, von denen nachher noch die Rede seyn wird.

Es scheint nicht wahrscheinlich, daß die senkrechten und die schiefstreichenden Schichten von den zerbrochenen und gespaltenen Felsen, die durch vulkanische Schichten laufen, vor der Bildung der Hügel schon, die sie unterstützen und in ihrer gegenwärtigen Lage zusammenhalten, sollten existirt haben können, und es läßt sich nicht begreifen, daß die parallelen horizontalen Lager und diejenigen, die sie durchkreuzen, die Wirkungen gleichzeitiger Operationen könn-

ten gewesen seyn. — Aus dem bisher Gesagten folgt also, daß die Erhebung der senkrechten Schichten und die zahlreichen schiefen Steincylinder, welche die Hügel durchschneiden, später müssen entstanden seyn, als die Insel selbst emporgehoben worden.

Aus dem allem scheint die wahrscheinlichste Folgerung die zu seyn: daß die verschiedenen Massen welche die parallelen Lager der Hügel ausmachen, nach und nach durch vulkanische Eruptionen auf einander gehäuft worden; daß diese Massen, indem sie kalt und hart wurden, nicht nur auf die Art gerissen und gespalten wurden, wie man sie jetzt findet, sondern daß aus der nämlichen Ursache, auch die Hügel selbst große Vertiefungen und Schluchten bekamen; daß alle diese Vertiefungen und Schluchten und eben so auch die Krater, in der Folge mit aus der Tiefe ausgeworfenen flüssigen Stoffen ausgefüllt worden und daß nun diese Stoffe, die, während sie erkalteten und sich zusammenzogen natürlich ebenfalls Risse und Spalten bekamen, alle die senkrechten Felsenschichten und die schiefen Steinreihen (ridges), die den Hügel durchkreuzen, gebildet haben. Diese Hypothese scheint sich auf jede Erscheinung, welche die Insel darbietet, anwenden zu lassen, denn alle Schichten und Lager, aus welchen der Hauptkörper oder die Hauptmasse der Hügel besteht, sind ohne allen Widerspruch vulkanisch und an vielen Stellen so geordnet, wie es von einem Vulkane ausgeworfene Stoffe zu seyn pflegen, und da, wo gewöhnlich der Krater ist, findet man zuweilen eine winkelige oder konische Steinmasse, oder eine große

vertikale Schicht, die den Berg in zwei gleiche Segmente theilt. Da die Thonarten und gefärbten Erden ihrer Natur nach mehr geneigt waren, Risse und Spalten zu bekommen, als die steinige Masse, so bemerkt man daher auch, daß die thonigen Hügel stärker, als alle andere Theile der Insel, von vertikalen Felsenschichten durchstrichen und an allen Abhängen von häufigen schiefen Reihen eines gerissenen und schiefrigen Steines durchschnitten werden. Das lockere Gewebe aller dieser vertikalen Schichten sowohl, als der schiefen Steinreihen, und auch der isolirten und senkrechten Steinmassen, scheint es, wie auch bereits bemerkt worden, zu beweisen, daß sie alle ihre Sprünge und Risse erst müssen bekommen haben, nachdem sie sich bereits in ihrer gegenwärtigen Lage befanden, da es nicht wohl denkbar ist, daß sie hätten können versetzt werden, ohne daß dadurch eine gänzliche Zerrüttung der Theile, aus welchen sie bestehen, hätte entstehen müssen, daß sie folglich dann müssen emporgehoben worden seyn, da sie sich noch in einem weichen und flüssigen Zustande, als einer Wirkung des Feuers befunden haben, und daß sie endlich die Sprünge und Risse, die man noch jetzt an ihnen sieht, erst bei ihrem Erkalten und Zusammenziehen, müssen bekommen haben.

Man bemerkt also in dem Baue und der Einrichtung dieser Insel, die Spuren von zwei von einander verschiedenen Operationen, die nicht gleichzeitig gewesen seyn können, sondern von denen die eine auf die andere gefolgt seyn muß. Durch die erste ist durch successive Eruptionen von vulkanischen Kratern, die große Masse der Hügel gebildet und durch die zweite sind alle Spalten und Schluch-

ten der Insel, so wie die Krater selbst durch weitere Explosionen glühender Stoffe ausgefüllt worden. Es schiene demnach, daß, als bereits die Insel bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe gehoben worden, die unterirdischen Quellen, die den Stoff zu den vulkanischen Ausbrüchen hergegeben, noch nicht ganz erschöpft gewesen, sondern daß sie, nachdem sie eine Zeitlang nachgelassen, ihre Thätigkeit wieder erneuert und nun erst die Klüfte und Spalten, die in den Hügeln entstanden, mit emporgestoßenen brennenden und geschmolzenen Stoffen ausgefüllt worden. Daß aber die ganze Insel, selbst bis zu der kleinsten Oeffnung, von einigen Explosionen durchdrungen worden, davon finden sich allenthalben häufige Beweise, indem jene Stoffe alle Spalten und Risse, auf die sie gestoßen, ausgefüllt haben. Viele von den gefärbten Erd- und Thonschichten sind von Platten eines geschieferten Steines, die nicht über einen Zoll dick sind, durchdrungen und viele Spalten in dem Basaltfelsen sind mit Adern einer rothen, dem Ziegelmehle ähnlichen Erde, angefüllt. Durch alle Thonhügel streichen, wie schon erwähnt worden, zahlreiche Reihen von einem gespaltenen Steine und außer den ungeheuren vertikalen Schichten, welche die Hügel theilen, stößt man auch an einigen Stellen auf sehr große senkrechte, lockere und zerschmetterte Felsenmassen, die dem Anscheine nach, mit keiner ausgedehnten Schicht zusammenhängen. Da es nicht wohl möglich ist, daß diese vertikalen und schiefen Schichten ihre Lage und Richtung in einem isolirten Zustande und einzeln stehend sollten haben behalten können, so müssen sie später entstanden seyn als die Hügel, die sie unterstützen und da wir annehmen,

daß sie ihre Bildung von den Wirkungen des nämlichen unterirdischen Feuers erhalten, welches die Insel empor gehoben, so darf es uns nicht wundern, sie in ihrem Baue und in ihrer Gestalt nicht wesentlich von den sie umringenden Theilen verschieden zu sehen, da wirklich der ganze steinige Stoff, aus dem sie bestehen, so beschaffen ist, daß es höchst wahrscheinlich wird, daß er einmal der Wirkung einer heftigen Hitze ausgesetzt gewesen und empor gehoben worden, als er sich noch in einem weichen und flüssigen Zustande befand.

Sollte es nun aber Jemanden, anstatt anzunehmen, daß alle jene senkrechten und schiefen Felsenschichten erst nach der Bildung der Insel empor gehoben worden, wahrscheinlicher und natürlicher scheinen, sie bloß als hervorragende und sichtbare Spitzen eines inneren Kernes von einem alten Lande zu halten, das, weil es ehedem der Sitz eines Vulkans gewesen, jetzt von seiner Lava und seinen Kohlen bedeckt sey, der möge sich erinnern, daß die erwähnten Schichten unverkennbare Spuren davon an sich tragen, daß sie im Feuer gewesen und geschmolzen worden; daß sie durch und durch von ausgemacht vulkanischen Substanzen vermischt und durchdrungen sind und daß endlich auch alle oberflächlichen Theile der Insel einander in Bau und Ansehen so ähnlich und entsprechend sind, daß es sehr schwer ist, irgend einen besonderen Theil in Ansehung seines Ursprunges, als von den andern verschieden und fremdartig zu betrachten. Das Ganze von dem Fuße bis zu der Spitze, scheint nur Eine große vulkanisirte Masse zu seyn, die aus unregelmäßigen Schich-

ten von vulkanischer Schlacke, basaltischem Felsen und gefärbten Erden- und Thonarten besteht; und diese gefärbten Erden, die sich in den an dem Ufer liegenden Hügeln bloß in zarten Linien zeigen, machen den vorzüglichsten Stoff aus, aus welchem die im Innern liegenden Höhen und kegelförmigen Hügel zusammengesetzt sind. Alle diese Hügel werden von den in Frage stehenden senkrechten und schiefen Schichten durchkreuzt und dem Verfasser hat keine Hypothese wahrscheinlicher geschienen, als die: daß diese Schichten erst nach der Bildung der Hügel, durch welche sie laufen und ohne deren Unterstützung sie schwerlich ihre gegenwärtige Lage würden haben behaupten können, empor gehoben worden.

Während dieser Operation kann die Insel immer noch mehrere Stöße und Erschütterungen, als Wirkungen jener ausdehnenden Kraft erfahren haben, welche nothwendig war, um die ungeheuern vertikalen Felsenschichten und einzelne Felsenmassen emporzuheben und diese Erschütterungen können viele Unregelmäßigkeiten verursacht haben, ohne darum die allgemeine Einrichtung und Ordnung des Ganzen zu zerstören, woraus sich denn sehr gut die Verwirrung und Unregelmäßigkeit, die man an einigen Stellen antrifft, erklären ließe, ohne deshalb ein Erdbeben annehmen zu müssen. Indessen würde es doch allen Thatsachen und Erfahrungen zuwider und folglich absurd seyn, bei einer Lage, die so viele nicht zu bezweifelnde Spuren von unterirdischem Feuer hat, die Mitwirkung eines Erdbebens läugnen zu wollen, aber der Verfasser behauptet auch weiter nichts,

als daß die Erhebung eines so regelmäßigen Baues, nicht die Wirkung einer solchen Ursache habe seyn können. Daß Erdbeben in der Nachbarschaft von Vulkanen häufig sind, ist eine sehr bekannte Sache und es ist daher auch nicht unwahrscheinlich, daß dergleichen auf St. Helena statt gehabt; allein von welcher Art auch immer die Stöße gewesen seyn mögen, die sie erschüttert haben, so scheint ihre Wirkung nicht die Erhebung der Insel, sondern vielmehr die Versenkung eines Theiles derselben in das Meer gewesen zu seyn und verschiedene an dem Ufer liegende Hügel sehen gerade so aus, als ob ein großer Theil derselben mit Gewalt davon weggerissen und getrennt worden sey.

Es verdient auch noch in dieser Rücksicht bemerkt zu werden, daß der Grund des Meeres, sey es nun als Wirkung von Erdbeben oder unterirdischen Feuern, oder durch das Hinabfließen von Lavaströmen von den Hügeln um die ganze Insel her und bis zu einer beträchtlichen Entfernung von ihr, so zerrissen und unregelmäßig ist, daß die Tiefe plötzlich von fünfzehn bis zu achtzig oder hundert Faden abwechselt. Es läßt sich wohl kaum bezweifeln, daß diese Ungleichheit und dieser jähe Abfall des Grundes des Meeres nicht auf irgend eine Art mit den Ursachen, die die Insel selbst emporgehoben und deren Wirkungen sich bis zu einer viel größeren Entfernung, als uns zu entdecken möglich ist, mögen erstreckt haben, zusammenhängen sollte. Man weiß, daß St. Helena nicht die einzige vulkanische Insel in diesen Breiten ist; die Insel Ascension, welche kaum siebenhundert Meilen nördlich von

ihr liegt, hat einen ähnlichen Bau und ein eben so rauhes und trauriges Ansehen. Von einigen anderen, auf den Charten verzeichneten Inseln, ist sehr wenig bekannt und der Verfasser ist ebenfalls nicht im Stande gewesen, mehr von ihnen zu erfahren. Indessen scheint es doch wahrscheinlich, daß sie alle einerlei Ursprung gehabt und daß in früheren Zeiten, in der Gegend des südlichen atlantischen Meeres, vulkanische Feuer bei sehr weit ausgedehnten Communicationen, ihr Wesen getrieben haben.

Es ist in der That nicht möglich, ohne Verwunderung die zahlreichen Ueberbleibsel von Vulkanen, deren einige selbst noch immer brennen, zu bemerken, die man auf den Küsten, dieses und des nördlichen atlantischen Oceans zwischen der Breite von St. Helena, der Insel Ascension und den azorischen Inseln antrifft. Einer Tradition zu Folge, die sich aus den entferntesten Zeiten herschreibt, soll irgendwo in diesem Striche, ein wenig westlich von Europa und Afrika, vormals eine sehr große Insel gelegen haben, die beiden genannten Continenten an Größe gleichgekommen. Eben diese Sage berichtet, daß dies unglückliche Land durch Erdbeben und unterirdische Feuer sey zerstört worden, und wäre dies, so könnte leicht der Ursprung der vielen Vulkane die jenen Strich umgeben, einigen Zusammenhang mit denselben gehabt haben. Von dem Daseyn und der Versenkung jenes Landes hat uns Plato zwar bloß eine sehr unvollkommene und unvollständige Nachricht hinterlassen, die er aus den auf Tradition sich gründenden Annalen der

ägyptischen Priester geschöpft hatte, aber das Factum von der Existenz und der Vernichtung eines solchen Landes ist doch schon für sich genommen, um so wahrscheinlicher, da es bloß ein Glied in jener Reihe von Revolutionen ausmachen würde, die offenbar die ganze Oberfläche der Erde betroffen haben. Niemand, der zugiebt, was jetzt nur noch wenige in Zweifel ziehen werden, daß Europa ehemals das Bette des Oceans gewesen, kann daran zweifeln, daß ein festes Land das Bette des atlantischen Meeres eingenommen habe und enthalten die Inseln Ascension und St. Helena, wie Forster will, wirklich noch einen Theil eines Urlandes, so könnte man sie als zwei Vorgebirge irgend eines versunkenen Continents betrachten, dessen Vulkane, nach Büffon's Behauptung, nur in seinen höchsten Lagen existiren konnten.

Sollte die Frage aufgeworfen werden: ob es wohl wahrscheinlich sey, daß St. Helena, welches so unbezweifelt die Wirkung eines Vulkans ist, einmal wieder von den unterirdischen Feuern, die ihm das Daseyn gegeben, könne angegriffen werden, so läßt sich diese Frage freilich nicht genugthuend beantworten, aber zu der Bemerkung leitet sie doch, daß viele Vulkane, die dem Anscheine nach ganz ausgebrannt waren, sich plötzlich aufs neue entzündet haben, und daß selbst einige von ihnen, die so lange schon ruhig gewesen, daß kaum noch Jemand daran gedacht hat, daß sie einmal feuerspeiende Berge gewesen, doch auf einmal wieder mit großer Gewalt hervorgebrochen sind. Dergleichen unerwartete Eruptionen, sind denn nur desto trauriger in ihren Fol-

gen gewesen, da die Bewohner eines solchen Landes, der trügerischen Ruhe jener unterirdischen Feuer zu viel vertrauend und angelockt von der, durch die vulkanische Asche bewirkten Fruchtbarkeit, sich in sorgloser Sicherheit in der Nähe jener Vulkane angebaut haben.

Der erste Ausbruch des Vesuvs, dessen die Geschichte gedenkt und bei dem der ältere Plinius sein Leben verlor und die Städte Herculanum, Stabii und Pompeji an Einem Tage unter der Asche begraben wurden, erfolgte, da eine lange Reihe von Jahrhunderten das Andenken an seine alten Eruptionen vertilgt hatte, obgleich sachverständige Männer vermutheten, daß er ehemals ein Vulkan gewesen sey. Zur Zeit der Regierung des Titus, in welcher dieser Ausbruch erfolgte, war der ganze Berg angebaut, und unterschied sich von anderen Bergen, besonders durch seine erstaunenswürdige Fruchtbarkeit. Seit diesem Ausbruche hat er denn, während eines Zeitraums von tausend Jahren, von Zeit zu Zeit immer Feuer ausgeworfen, worauf er wieder fast vierhundert Jahre lang, nämlich von 1136 bis zu dem Jahre 1506 ruhig blieb, so daß sein Feuer ganz verlöscht schien, und man sagt, daß während dieser langen Ruhe jeder Theil des Vesuvs sey bewohnt gewesen, und daß Sümpfe und Gebüsch die Stelle eingenommen habe, an welcher jetzt sein Krater ist. Nach einer Ruhe so vieler Jahrhunderte, hätte man ihn also wohl für einen verlöschten Vulkan halten können und doch schlummerte sein Feuer bloß in seinem unterirdischen Gewölbe und brach mit vermehrter Wuth und verheerenderer Gewalt her-

vor. Während der letzteren drei Jahrhunderte haben viele schreckliche Eruptionen dieses Vulkans statt gehabt, und in dem Laufe der letzten hundert Jahre, scheinen sie sogar häufiger gewesen zu seyn und an Gewalt zugenommen zu haben.

Es sind nun dreihundert Jahre verflossen, seit die Insel St. Helena ist entdeckt worden, und schon zu jener Zeit waren viele ihrer höchsten Spitzen, von denen wahrscheinlich die Lava und die Kohlen, die überall in der Zusammensetzung der Insel vorkommen, sind ausgeworfen worden, mit Gesträuchen und Pflanzen bedeckt. Die Bildung eines urbaren Bodens und das erste Hervorkeimen von Gewächsen in einer Lage, die so entfernt und einsam und der Einwirkung solcher Ursachen, von denen man weiß, daß sie die gegenseitige Mittheilung der Pflanzensaamen von einem Lande an das andere bewirken, offenbar so ungünstig ist, kann aber nur während eines sehr langen Zeitraumes zu Stande gebracht worden seyn. Wir sind daher wohl berechtigt anzunehmen, daß die Insel St. Helena schon viele Jahrhunderte vor ihrer Entdeckung müsse aufgehört haben, Feuer oder Rauch auszuwerfen oder Zeichen von dem Daseyn eines noch wirksamen Vulkans zu geben. Man findet ferner auf dieser Insel und in ihrer Nachbarschaft, auch nicht Eine von jenen Erscheinungen, die man gewöhnlich in Gegenden antrifft, wo noch brennende oder solche Vulkane sich vorfinden, die nach einem langen Zwischenraume von Ruhe wieder ausgebrochen sind. Hier werden keine Erderschütterungen gefühlt; es giebt keine Zeichen, daß in der Nähe

etwa ein Vulkan unter dem Meere verborgen sey und auf der Insel selbst findet man weder schwefligte, noch bituminöse, noch brennbare Stoffe, noch irgend einen Umstand, aus dem man das Daseyn verborgener unterirdischer Feuer schließen könnte. Ja, selbst die sie umgebende Atmosphäre zeigt nur selten und bloß in einem sehr geringen Grade solche elektrische Phänomene, von denen man annimmt, daß sie in Verbindung mit der Wirksamkeit der Vulkane ständen. Sollte es daher, da diese Insel und das sie umfließende Meer und die sie umgebende Atmosphäre, seit so vielen Jahrhunderten in einem vollkommen ruhigen Zustande geblieben, der durch nichts unterbrochen und gestört worden zu seyn scheint, nicht vernünftig seyn, aus diesen und anderen schon erwähnten Umständen zu schließen, daß die ehedem in ihrer Nähe befindlichen unterirdischen Feuer, für immer verlöscht seyen und daß keine verborgene Quelle mehr übrig sey, die etwa ihre Wiedererneurung befürchten ließe, ja, daß sogar alle jene brennbaren Minen, aus welchen die Vulkane ihre Nahrung bekommen, völlig erschöpft und die unter den Wellen befindlichen Vorrathskammern jener Stoffe, selbst von dem Ocean überströmt, oder auf andere Art zerstört worden seyen? Dieser Schluß würde allerdings, wenn die Frage nach den gegenwärtigen Erscheinungen dürfte entschieden werden, der natürlichste seyn. Allein diese Frage selbst, hängt mit zu vielen Gegenständen, die außer der Sphäre unsrer Beobachtungen liegen, zusammen, als daß sie völlig befriedigend könnte beantwortet werden. Bei jedem Schritte, den man bei Untersuchungen der Art thut, stößt man auf die Gränzen

eines unentdeckten Landes, wo die letzten Schimmer der Wahrscheinlichkeit verschwinden und sich unter den Meteoren der Phantasie verlieren.

Drittes Kapitel.

Bemerkungen und Beobachtungen das Klima der Insel betreffend.

Die Luft der Insel St. Helena ist rein und gesund und das Klima ist für eine Insel, die in der heißen Zone liegt, sehr gemäßigt. Da ihre Oberfläche hauptsächlich aus Felsen besteht, und von keinem Gehölze beschützt wird und noch überdies zweimal im Jahre den senkrechten Strahlen der Sonne ausgesetzt ist und oft von einer lang anhaltenden Dürre ausgetrocknet wird, kann man freilich wohl glauben, daß sie einer großen Hitze unterworfen seyn müsse; indessen steigt diese doch nie bis zum Uebermaaße und dabei genießt dieses Klima der ganz besonderen Glückseligkeit, daß es gänzlich von allen jenen heftigen Naturerschütterungen befreit ist, die nicht selten so viele andere tropische Inseln heimsuchen und verwüsten.

Aus ihrer großen Erhöhung und ihrer abwechselnden Oberfläche, entsteht in verschiedenen Höhen, auch eine Verschiedenheit des Klimas und zu allen Jahreszei-

ten ist die Temperatur der hohen inneren Theile von zwölf bis zu fünfzehn Graden tiefer, als die der Thäler an dem Ufer. Die mittlere Wärme scheint ohngefähr neun und sechzig Grade, oder wahrscheinlich ein wenig niedriger zu seyn, da das Thermometer auf den Höhen zuweilen unter vier und fünfzig Grad fällt und im Jakobsthale (James's Valley) nie über vier und achtzig Grad steigen soll. In den Thälern erreicht es selten und bloß während einer kurzen Periode, diesen Punkt, indeß es auf den Höhen oft bis zu vier und fünfzig Grad fällt. Es ist ist indessen schwer, in diesem Punkte ohne lange Beobachtungen angestellt zu haben, zu einer festen Gewißheit zu gelangen. Diese konnte aber der Verfasser nicht anstellen, daher er genöthiget war, auch über Einiges die Nachrichten der Bewohner zu Rathe zu ziehen, die er dann mit seinen eigenen Beobachtungen verglichen hat. In den Monaten Julius und August, also in der kühlen Jahreszeit, fiel, während seines Aufenthaltes auf St. Helena, das Thermometer im Jakobsthale nie unter acht und sechzig Grad, noch stieg es über zwei und siebenzig Grad, und auf den Höhen im Innern war in der nämlichen Periode die Temperatur fünfzehn Grad tiefer. Wenn man das Resultat dieser Beobachtungen mit den von einigen Einwohnern, die ihre Aufmerksamkeit diesem Gegenstande gewidmet hatten, eingezogenen Nachrichten vergleicht, so wird es wahrscheinlich, daß sich die ganze Reihe der Thermometerveränderungen, auf verschiedenen Höhen genommen und während der Periode eines Jahres, von dem zwei und fünf-

zigsten bis zu dem vier und achtzigsten Grade erstreckt.

Innerhalb dieser Temperaturgränzen, die der Gesundheit und einem langen Leben der Einwohner eben so günstig, als geschickt sind, das Gedeihen der verschiedenen, aus entfernten Klimaten hieher verpflanzten Produkte, zu befördern, wird die Vegetation der Hügel und Thäler von St. Heiena durch den Einfluß des Südost-Passatwindes erhalten. Dieser weht beständig auf der Insel und zwar einen kurzen Zeitraum, den nämlich, in welchem die Sonne ihre Strahlen in vertikaler Richtung auf die Insel wirft, ausgenommen, mit einem beständigen und gleichförmigen Strome, und überzieht die Höhen mit leichten Nebeln und Dünsten und mässiget zugleich die aus den unten liegenden Thälern zurückgeworfene Hitze.

Die Land- und Seewinde tropischer Länder, die eine Folge der Veränderung sind, die alle vier und zwanzig Stunden in der Temperatur des Landes und des Meeres vorgeht, können nicht auf einer Insel statt haben, deren Größe und Einfluß zu unbeträchtlich ist, als daß er die Richtung des Passatwindes verändern oder modificiren könnte, der ihre Temperatur der Wärme der sie umgebenden Atmosphäre und des sie umringenden Meeres so nahe bringt. Die erfrischenden Wirkungen dieses beständigen Windes auf die Gesundheit, sind viel dauernder und wohlthätiger, als die der See- und Landwinde anderer warmer Länder. Denn selbst in den Gegenden, wo

diese mit der größten Regelmäßigkeit wehen, gehen ihnen Perioden einer außerordentlichen Dürre und Schwüle vorher und folgen auch wieder auf sie und außerdem ist auch noch der von dem Lande herwehende Wind, nicht so gesund, als der, welcher über die Oberfläche des Meeres herweht.

Kein anderer bekannter Wind ist so gleichförmig und beständig, als der, den man den Passatwind nennt. Da er seine Bewegung von der täglichen Umdrehung der Sonne bekömmt, und über einen weiten Raum des Meeres weht, wo er keiner von dem Einflusse in der Nähe befindlicher Länder verursachten Störung unterworfen ist, behauptet er einen sich gleichbleibenden und beständigen Lauf, der in verschiedenen Gegenden schwächer oder stärker wird, ohne die Dazwischenkunft von Stürmen und Windstillen. In den Theilen des Oceans, in welchen er hauptsächlich die Oberhand hat, ist die Witterung mild, heiter und beständig, und es giebt daselbst keine heftigen Winde oder Orkane und selten Regen, und eben so selten sind die Phänomene von Donner und Blitz. Der Himmel, der während die versengende und trockene Hitze herrschte, unbewölkt und brennend, oder in einen unbeweglichen weißen Nebel gehüllt war, wird dann mit leichten flockigen Wolken übersäet, die, indem sie sich um den Rand des Horizonts herziehen, den Anblick der aufgehenden und untergehenden Sonne mildern. Statt jener ungeheuren Anhäufung von Wolken, die sich in einer begränzten und brennenden Atmosphäre so häufig zusammenziehen, und in plötzliche und heftige Stürme aus-

brechen, ist die Zeitperiode des Passatwindes bloß von kleinen Regenschauern, leichten Nebeln und Dünsten begleitet. Dieser beständige und gleichförmige Zustand der Atmosphäre wird einigermaßen gestört, wenn sich die Sonne dem Zenith nähert, wodurch temporäre Windstillen verursacht werden, während welcher sich Wolken ansammeln und Stürme erzeugen, die von heftigen, einander entgegengesetzten Windstößen begleitet werden. Die Entfernung der Sonne von dem Zenith aber, stellt den regelmäßigen Gang des Passatwindes wieder her und damit zugleich die beständig heitere Witterung dieser Breiten, die bloß auf eine kurze Zeit war unterbrochen worden. Ich muß jedoch hiebei erinnern, daß hier bloß von solchen, von dem Aequator entfernten Theilen die Rede ist, wo der Südostpassatwind der herrschende ist.

Dieses sind die gewöhnlichen Erscheinungen jener milden und ruhigen Gegend, wo in einer ungeheuern Entfernung von jedem anderen Lande, die Insel St. Helena in der weiten Einöde des Oceans entdeckt wurde. Da ihre Größe zu unbeträchtlich ist, als daß sie den gewöhnlichen Gang der Witterung, die in diesen Breiten herrscht, verändern oder modificiren könnte, so genießt sie die nämliche beständige Heiterkeit des Klimas, die nämliche Sicherheit vor Stürmen und die nämliche unveränderliche Abwechslung der Jahreszeiten, die in allen inneren Theilen des äthiopischen Meeres herrschet. Sie hat keinen anderen Wind, als den Passatwind; nie wird sie von Orkanen erschüttert, und man kann mehrere

Jahre auf ihr wohnen, ohne die Phänomene von Donner und Blitz beobachten zu können.

Eine Hauptunbequemlichkeit dieses schönen Klimas, entsteht aus dem Mangel an Regen, wodurch die Verbesserung des Bodens gar sehr gehindert wird und der nicht selten eine wahre Geißel für das Land ist, indem der Regen, der überhaupt hier zu sparsam fällt, zuweilen so sehr gemangelt hat, daß man schon Beispiele von einer drei Jahre lang anhaltenden ununterbrochenen Dürre kennt, die die Hausthiere ausrottete, viele Bäume vernichtete, und jede Spur von Vegetation hinweg sengte.

In Ländern, die dem Einflusse von Winden ausgesetzt sind, die unmittelbar über eine große Strecke des Meeres herwehen, fehlt es selten an Regen und sie leiden oft mehr Unbequemlichkeiten von zu feuchtem als zu trockenem Wetter. Es scheint daher allerdings sonderbar, daß eine Insel von einer solchen Erhöhung, die unter einem warmen Himmelsstriche liegt, wo unaufhörlich so viele Feuchtigkeit von dem sie umfließenden Meere ausdünstet, von einer so außerordentlichen Dürre ausgetrocknet wird, da man, ihrer Lage nach, vielmehr das Gegentheil, nämlich vielen Regen, erwarten sollte, indem jeder Wind, der sie bestreichen kann, mit Dünsten des äthiopischen Meeres geschwängert kommen muß und man schon a priori vermuthen kann, daß ein gebirgiger aus den Wellen emporsteigender und bis zu der Höhe von beinahe zweitausend siebenhundert Fuß sich erhebender Fel-

sen, der Anziehungsmittelpunkt für diese Ausdünstungen werden müssen, und daß diese, indem sie sich um seinen Gipfel her sammeln und verdichten, in häufige Stürme und Regen ausbrechen würden: die Erfahrung aber lehrt das Gegentheil. St. Helena bietet die sonderbare Erscheinung eines Landes dar, das allenthalben von einem großen Meere umgeben ist und doch eben so sehr von Trokkenheit und Hitze leidet, als wenn es mitten in einer Sandwüste läge.

Forscht man nach den Ursachen dieser außerordentlichen Dürre und dieses Mangels an Regen, in einer Lage, wo beständig so viele Feuchtigkeiten ausgedünstet werden und wo keine austrocknenden und heißen Winde wehen, so würde man wahrscheinlich finden, daß es die folgenden wären:

1) Die große Einförmigkeit der Temperatur und die Beständigkeit des Passatwindes.

2) Der Mangel an Land und Seewinden und auch an regelmäßigen periodischen Winden.

3) Die Entlegenheit anderer Länder und die unbedeutende Größe der Insel selbst.

4) Die nackte Oberfläche derselben.

Nur die letzte Ursache haben wir in unserer Gewalt und nur sie erlaubt Gegenmittel und wäre das Utile der einzige Zweck des Verfassers, so möchte er sich vielleicht begnügen, sich über diese Ursache allein und über die beste Art St. Helena zu verbessern und anzubauen, zu

verbreiten; da es aber doch interessant ist, zu untersuchen, welchen Einfluß die anderen Ursachen haben und man dadurch auch besser in den Stand gesetzt wird, zu beurtheilen, in wiefern es wahrscheinlich ist, daß man diesem Einflusse durch mit der Oberfläche der Insel vorgenommene Veränderungen entgegen wirken könne, will der Verfasser noch bei diesem Gegenstande verweilen.

Es würde jedoch schwer seyn, zu erklären, wie die angegebenen Ursachen zur Verhinderung des Regens wirken, ohne eine Vergleichung mit dem, was in dieser Rücksicht in anderen tropischen Klimaten geschieht, anzustellen, und da unter diesen der Verfasser am besten mit der Halbinsel von Indien und den umliegenden Inseln bekannt ist, so glaubt er, daß eine Vergleichung des Klimas von Indien mit dem von der Insel St. Helena, ein hinlängliches Licht über diesen Gegenstand verbreiten könne, und er fürchtet nicht, daß er einer Vertheidigung bedürfen werde, daß er einige interessante Thatsachen, die den vorliegenden Gegenstand erläutern können, hier einschaltet.

Eine gleichförmige Temperatur, bei der kein Uebermaaß von Hitze und Dürre statt findet, und das Vorherrschen eines und desselben Windes, scheint der Erzeugung des Regens nicht günstig zu seyn, den man in Indien und wahrscheinlich in allen tropischen Ländern, unter völlig entgegengesetzten Umständen entstehen sieht, nämlich durch die Hitze, die zuweilen bis zu einem ausserordentlichen Grade steigt, und durch die periodischen

Winde, die in ganz entgegengesetzter Richtung wehen, oder auf einander folgen. In Carnatik, das wegen der Gleichförmigkeit seiner Temperatur merkwürdig ist, vergehen zuweilen fünf bis sechs Monate, ohne einen Regenschauer. Während dieser Periode ist die Witterung heiter und die Winde beständig und gleichförmig und der Unterschied zwischen der Temperatur des Tages und der Nacht ist so gering, daß es dort keinen Thau giebt, weil die Atmosphäre in einem solchen Zustande sich nicht von ihrer innerlichen Feuchtigkeit entbindet. Aber ein solcher außerordentlicher Grad von Hitze und Trockenheit bringt unter jenem Himmelsstriche immer zufälligen Regen hervor, und dies ist eine so unabänderliche Regel der Natur, daß die Temperatur nie zu einem sehr außerordentlichen Grade steigt, ohne daß Stürme und Regen davon die Folge wären. Sehr oft erscheint mitten in einer erstickenden, brennenden Hitze und während die Sonne mit unerträglicher Stärke strahlt, eine kleine dunkle Wolke, die sich aber plötzlich vergrößert und den ganzen Himmel in Sturm und Regen einhüllt, und die Zerstreuung dieses Regens durch die einander entgegengesetzten Windstöße, die dann über die brennende Atmosphäre entstehen, ist das große Mittel, dessen sich die Natur bedient um die Hitze der heißen Zone zu mäßigen, wo die Winde zu gewissen Perioden einen so hohen Grad von Hitze und Trockenheit bekommen, daß sie bald jeder Art von Leben verderblich werden würden, wenn nicht noch zur rechten Zeit diese Stürme entständen, um alle schädliche Folgen zu verhüten. Allein die Hitze selbst führt auch zugleich immer die Mittel mit sich, die ihrer Vermehrung und

ihrer Dauer entgegen wirken und es ist bemerkenswerth, daß die Temperatur nach heftigen Stürmen für viele Tage gemäßigt bleibt; ja selbst der Wind, der vorher so austrocknend und heiß war, wird nun, da er über eine eben erst mit Regen getränkte Fläche weht, so mild und erquickend als die Seeluft.

Indem nun die Natur die außerordentliche Hitze Indiens, durch die Herbeiführung und Zerstreuung heftiger Stürme mäßiget, wirkt sie zugleich durch öftere Regenschauer der Dürre entgegen, die zu besonderen Zeiten entsteht und mildert sie, und es ist zum Erstaunen wie regelmäßig der Gang dieser Erscheinungen zu gewissen Perioden an, besonders in den trüben Monaten April und September ist, wo es nichts ungewöhnliches ist, daß, wenn den Tag über eine große Hitze und Dürre war, jeden Nachmittag ein Regen kömmt. Des Morgens aber regnet es um diese Zeit nie und in der Nacht sehr selten. Die nachmittägigen Regen scheinen immer die Wirkung der Hitze des Tages zu seyn, an welchem sie erfolgen und von Wolken herzurühren, die sich innerhalb der Gränzen des sichtbaren Horizontes ansammeln und ergießen. Nach Sonnenaufgang währt es lange ehe sich Wolken zeigen, allein bei der Hitze und Trockenheit des Vormittags, sammeln sich rund um die Gränzen der Atmosphäre her, kleine Wölkchen an, jedoch nicht etwa in der Richtung eines besonderen Windes. Diese nehmen mit der wachsenden Hitze des Tages an Umfang zu, ziehen sich zusammen und bilden nun um den ganzen Horizont her, einen zusammenhängenden Gürtel. Dieser

wird Nachmittags oder Abends an verschiedenen Stellen dunkel und ergießt sich in Regen. Zuweilen bringt auch der ganze Gürtel Regen hervor, gewöhnlich aber ist dieser bloß auf besondere Abtheilungen oder Gegenden eingeschränkt, aus deren einer die Blitze hervorbrechen, worauf dann der kurz darauf aus der nämlichen Gegend her aufspringende Wind angenehm kühl und erfrischend weht. Nach Sonnenuntergang senken sich jene Wolken unter den Horizont und die Nacht wird schön und sternenhell. Dieser Wechsel der Erscheinungen dauert oft verschiedene Wochen nach einander fort, während deren die Morgen immer schön, die Nachmittage wolkigt, die Abende regnerisch und die Nächte hell sind.

Diese Umstände sind es, unter welchen die zufälligen Regen in Indien gewöhnlich erfolgen. Allein eben diese zufälligen Stürme und Regenschauer, die ihren Grund in der übermäßigen Trockenheit und dem Nachlassen allgemeiner Winde haben, können nur selten in einer Lage statt haben, wo die Temperatur so gleichförmig gemäßigt bleibt, und wo der Passatwind so selten und für eine so kurze Zeit von seiner Beständigkeit nachläßt. Indessen fehlt es doch der Insel St. Helena nicht ganz an Erscheinungen dieser Art, indem die Einwohner die Beobachtung gemacht haben, daß in zehn, zwölf oder vierzehn Jahren einmal ein Sturm entsteht, der mit Donner und Blitz und einer solchen Regenfluth begleitet ist, daß vieles Unheil dadurch angerichtet wird, indem dadurch die überhängenden Felsen locker gemacht und weggerissen und viele kleine Anpflanzungen und Gär-

ten an den Abhängen hinweg geschwemmt werden. Wenn dieser Fall eintritt, so geschieht es in der heißen Jahreszeit und während einer vorübergehenden Nachlassung des Passatwindes und bloß bei dieser Art von Stürmen, die immer nur nach langen Zwischenräumen wiederkehren, hat man auf der Insel das Schauspiel von Donner und Blitz. Daß sie überhaupt höchst selten gewesen, davon ist der Zustand der Insel selbst ein hinlänglicher Beweis. Denn wären solche Stürme häufig und von langer Dauer auf ihr gewesen, so müßten alle die hohen Spitzen und Gipfel, da sie aus lockeren und zerbrochenen Felsen mit ebenfalls gerissenen und bröckeligen Thonarten untermischt, bestehen, längst der Erde gleichgemacht oder weggewaschen worden und das Ganze in eine unregelmäßige Masse von Trümmern und Steinhaufen verwandelt worden seyn, so wie man in Indien wirklich die Beobachtung machen kann, daß nichts als bloß die Festigkeit des Granits im Stande gewesen sey, den Verwüstungen der Monsuhns zu widerstehen.

Durch den Mangel der regelmäßigen Land- und Seewinde wird für die Insel St. Helena auch noch eine andere Quelle des zufälligen Regens verschlossen, welche, wie man beobachtet hat, das Entgegenströmen dieser Winde oft in warmen Himmelsstrichen öffnet, und an den Küsten von Indien ist dieser Umstand um desto merkwürdiger, da die See- und Landwinde hier während der Monate Januar, Februar und März, als einer Periode, wo in einer beträchtlichen Entfernung von der Küste gar kein Regen fällt, Regenschauer hervorbringen. Diese

erfolgen gewöhnlich des Abends und Morgens, selten aber zu einer anderen Tageszeit; denn da der Seewind des Abends kalt auf die Dünste und Ausdünstungen des Landes weht, verdichtet er sie und verwandelt sie in Regen und auf gleiche Art bewirkt gegen Morgen der Landwind Regenschauer auf dem Meere, indem er kalt dahin weht.

Der Einfluß dieser Winde auf die Erzeugung des Regens ist nicht auf eine besondere Zeit des Jahres beschränkt, sondern man hat beobachtet, daß sie zu allen Zeiten ähnliche Wirkungen haben. Auf der Küste Koromandel ist, während die Westwinde daselbst herrschen, die vom Mai bis zum September mit einer solchen Stärke und Beständigkeit dort wehen, daß sie die ganze Atmosphäre mit Wolken und Dünsten, die sie von den westlichen Wäldern (Ghauts) und der malabarischen Küste herführen, überdecken, die Luft in einem sehr austrocknenden und heißen Zustande und es fällt daselbst kein Regen, ausgenommen wenn diese Winde nachlassen. Wenn nun um diese Zeit einmal die westlichen Winde an der Küste sich legen und sich dagegen der Seewind von der entgegengesetzten Seite her erhebt, so ist seine erste Wirkung die, daß er die Wolken und Dünste verdichtet und verdunkelt, und sie in Regen verwandelt. Man kann ferner auch oft die Beobachtung machen, daß, wenn der Himmel vollkommen heiter und wolkenleer ist, der Seewind, der bei einem hellen Horizonte sehr kalt weht, die Luft plötzlich mit Dünsten und Nebeln erfüllt, die er offenbar nicht von weitem her kann geführt haben, sondern sie gleich=

sam als einen Niederschlag in einer gleichförmig hellen Atmosphäre, aus derselben muß empor gehoben haben.

Es scheint daher einleuchtend, daß einer tropischen Insel dadurch, daß auf ihr keine Land- und Seewinde wehen, eine Quelle von zufälligen oder gelegenheitlichen Regen verstopft ist; daß aber die Insel St. Helena keine täglichen Winde dieser Art hat, kann uns nicht als etwas Außerordentliches vorkommen, wenn wir uns an ihren kleinen Umfang, an ihre milde Temperatur und an die Beständigkeit des Passatwindes erinnern.

Indem aber die Entbehrung der Land- und Seewinde die nothwendige Ursache wird, daß keine vielen zufälligen Regen die Insel befeuchten, so scheint dagegen wieder der Umstand, daß auf ihr, anstatt der Monsuhns oder periodischer von entgegengesetzten Punkten herwehender Winde, das ganze Jahr hindurch beständig nur der nämliche Wind herrscht, die Hauptursache davon zu seyn, daß sie keine bestimmten oder regelmäßige Regenzeiten hat. In allen Klimaten Ostindiens, sind die allgemeinen Regen, wenn sie einfallen, immer mit der Veränderung der Monsuhns verbunden und man hat beobachtet, daß sie immer in der verschiedenen Temperatur der Luft statt haben, welche mit dem Aufspringen oder Beginnen dieser periodischen Winde verbunden ist. An den Küsten von Malabar und Koromandel, zum Beispiele, bewirkt der erste Stoß der Südwest- und

Nordostwinde unmittelbar eine Milderung der Temperatur und die Atmosphäre, die vorher von austrocknenden Winden erhitzt wurde, ohne von einem Regenschauer abgekühlt zu werden, wird jetzt mit wässerigten Ausdünstungen angefüllt, die anfänglich nur leicht sind, allmählig aber sich vermehren und dichter werden und endlich sich in schweren und langanhaltenden Regen ergießen. Aber auch eine ziemlich lange Zeit nachher, wenn diese Regen vorüber sind, wehen die Monsuhns noch fort, ohne nun noch eben so wenig als der Passatwind auf St. Helena, auch nur Einen Regenschauer hervorzubringen. Wahrscheinlich geschieht dies in beiden Ländern aus einerlei Ursache, nämlich: weil die regnerischen Monsuhns zwischen der Atmosphäre des Meeres und des Landes für eine Zeitlang ein Gleichgewicht der Temperatur bewirkt haben. Allein die Hitze vermehrt sich sehr schnell, die Winde werden heiß und austrocknend, der Thau verschwindet und die Küsten von Malabar und Koromandel schmachten wieder unter dem Drucke einer excessiven Hitze, bis endlich ihre respektiven Monsuhns, die von dem nahen Meere her wehen, die Zeit der Kühlung und der allgemeinen Regen wieder herbei führen.

Man könnte sagen: daß sich zwischen einem großen Lande, wie Indien ist, und zwischen einer kleinen Insel, deren Oberfläche und Atmosphäre nie einen Grad von Hitze annehmen kann, der viel stärker wäre als die Hitze des die Insel umgebenden Meeres, keine Vergleichung anstellen lasse, und daß folglich das Entgegenwe-

hen der Monsuhns hier nicht die nämliche Wirkung haben könne, als in Indien, und daß jede Art des Windes, die über sie wehet, da sie nothwendig über einen ungeheuren Meeresraum kommen müsse, in Bezug auf Hitze und Feuchtigkeit, die nämliche Eigenschaft werde haben müssen. Man muß sich indessen dagegen erinnern, daß die indischen Monsuhns nicht bloß auf die Halbinsel beschränkt sind; sie bringen die nämlichen Wirkungen auch auf den Inseln der asiatischen Meere hervor, wo die Zeit ihres Eintretens die Regenzeit ist. Daß ein auf St. Helena von irgend einem anderen Punkte als der Südost-Gegend herwehender Wind die nämliche Beschaffenheit und Temperatur haben werde, ist, so wahrscheinlich es auch immer seyn möge, doch der Wirklichkeit und Erfahrung entgegen; denn während des kurzen Ausbleibens des Passatwindes, weht zuweilen eine kurze Zeit ein Nordwestwind und dieser ist den Einwohnern sehr unangenehm, weil er niederschlagend und ungesund ist. Es ist wahrscheinlich, daß die Nerven der Einwohner, die einmal an die Gleichförmigkeit des Passatwindes gewöhnt sind, von jedem anderen Winde, der von diesem in Ansehung der Hitze oder der Feuchtigkeit verschieden wäre, empfindlich würden afficirt werden. Indessen hält der Nordwestwind, wenn er statt hat, nur eine kurze Zeit an und wird bald wieder von dem anhaltenden Strome des Südostwindes verdrängt. Er kann daher auch keinen Einfluß auf die Entstehung allgemeiner Regen haben, die den Beobachtungen zufolge, von den Wirkungen von Winden abhängen, die während einer festgesetzten Zeit aus der nämlichen Gegend herwehen.

Daß Winde, die eine verschiedene Temperatur haben, und aus entgegengesetzten Punkten auf einander folgen, unabhängig von anderen Umständen, Regen hervorbringen, scheint nach den Wirkungen, von denen wir angenommen haben, daß sie ihren Grund in den Land- und Seewinden von Indien hätten, ganz ausgemacht zu seyn. Eben so gewiß ist es, daß Monsuhns, wenn ihre Kräfte erschöpft sind und sie eine Gleichförmigkeit der Temperatur und der Feuchtigkeit in den Gegenden, durch welche sie ihren Lauf richten, wieder hergestellt haben, noch eine geraume Zeit nachher fortwehen, ohne den geringsten Regen zu verursachen. Dies kann vielleicht einigermaaßen die Wirkungen des Passatwindes auf St. Helena in den Perioden erläutern, in welchen er mit Regenschauern verbunden ist. Obgleich hier der Regen keine bestimmte Zeit hat, so erfolgt er doch am gewöhnlichsten in der heißesten oder kältesten Zeit des Jahres, während welcher die Temperatur dieses kleinen Erdflecks am stärksten von der Temperatur des ihn umgebenden Meeres abweicht. Während der heißesten Jahreszeit scheint die größere Kälte des Passatwindes die innerliche Feuchtigkeit aus der erhitzten Atmosphäre zu entwickeln und in der kältesten Jahreszeit verdichtet die Kälte auf den Höhen der Insel die von diesem Winde herbei geführten Dünste, wie dies offenbar im Julius und August der Fall ist. Indessen muß davon ohnfehlbar auch etwas den Wirkungen eines mechanischen Druckes und Stoßes zugeschrieben werden; denn da die von dem Passatwinde herbeigeführten leichten Dünste in ihrem Laufe durch die hohen Gipfel der Insel aufgehalten werden, werden sie so lange gegeneinander getrieben und

gestoßen, bis sie sich zusammenhäufen und die zur Hervorbringung des Regens nothwendige Dichtigkeit erlangen. In Ansehung dieses Regens, der während der kalten Jahreszeit fällt, ist es bemerkenswerth, daß er, während er auf den innern Bergen oft sehr beträchtlich ist, immer geringer wird, je weiter er sich herabsenkt, bis er sich endlich in den Thälern an dem Ufer in einen Nebel oder Staubregen verwandelt. Die schwächeren Regenschauer dieser Jahreszeit treffen oft alle zusammen bloß die hohen angebauten Theile, wo sie eine schöne Vegetation erhalten und den Quellen Nahrung geben, indeß auf die, an dem Meere liegenden nackten Hügel, ihrer Erhöhung ungeachtet, kein Tropfen Regen fällt.

Ueber die dritte Ursache, welche als ein Grund der unter diesem Himmelsstriche herrschenden ungewöhnlichen Trockenheit ist angeführt worden, nämlich die Kleinheit der Insel und ihre Entfernung von anderen Ländern, ist hier nur sehr wenig zu sagen nöthig, denn es fällt gleich beim ersten Anblick in die Augen, daß ein so kleiner Erdfleck, der in einem so weiten Umfange mit Wasser umgeben ist, nur einen unbedeutenden Einfluß auf die Temperatur der ihn umringenden Atmosphäre, die durch den unveränderlichen Gang des Passatwindes regulirt wird, haben kann; so wie es nicht minder einleuchtend ist, daß er, da er so weit von dem Ufer irgend eines Continents oder einer anderen Insel entfernt ist, nicht, wie viele Inseln in den asiatischen Meeren, an den regnerischen Jahreszeiten anderer Länder Theil nehmen kann.

Endlich ist auch noch eine Ursache der auf der Insel herrschenden Dürre und des Mangels an Feuchtigkeit: die Nacktheit ihrer Oberfläche, die in ihrem gegenwärtigen unbedeckten und unbeschützten Zustande keinen Einfluß auf Regen und Thau und das Herabfallen von beiden haben kann, und die außerdem wohl eine Folge der hohen Lage der Insel seyn möchten. Daß Holzungen, wenn sie in hohen Gegenden wachsen, einen Einfluß auf Wolken und Ausdünstungen haben, ist keinem Zweifel unterworfen, und diese Erfahrung scheint in kalten Klimaten weniger merkwürdig zu seyn, als in warmen, wo den Beobachtungen zufolge, Regenmangel oft mit der Hitze und der Nacktheit der Oberfläche zusammenhängt. Die stark mit Holz bewachsenen Berggipfel behalten eine Kühle, welche die vorüberziehenden Dünste aufhält und verdichtet, während man oft die Wolken über die nackten und gebirgigen Flächen von felsigen Gipfeln dahin gleiten sieht, ohne daß sie sich in Regen ergießen. Eben so ists auf St. Helena, wo die leichten Regenschauer der kalten Jahreszeit hauptsächlich auf die mit Holz bewachsenen und kultivirten Theile des Inneren eingeschränkt sind, indeß man die Wolken und Dünste, welche diese Schauer verursachen, über die nackten Hügel am Ufer dahin ziehen sieht, ohne sie zu befeuchten.

Dieser Umstand macht es wahrscheinlich, daß das dortige Klima bereits einige Veränderung in Bezug auf Feuchtigkeit erfahren hat, und daß noch lange nach der Bildung dieser vulkanischen Insel ihre Atmosphäre selt-

ner durch Regenschauer erfrischt worden, als es gegenwärtig geschieht. Bei ihrer Lage in einer Breite, wo weder außerordentliche oder plötzliche Veränderungen der Atmosphäre, noch tiefe Windstillen oder schnelle Abwechslung von Winden, eine ungewöhnliche Ansammlung von Wolken befördern, mußte, ehe die inneren Hügel mit Gesträuche und Pflanzen bedeckt waren, die bloße Erhöhung der Insel nur einen geringen Einfluß auf die über sie hinziehenden Dünste haben. Daß auf einer verbrannten und verschlackten Oberfläche die erste Vegetation nur sehr langsam und schwer werde von statten gegangen seyn, ist leicht zu glauben; allein nachdem die Bäume und Gesträuche, (auf welchem Wege sie auch immer mögen hieher gekommen seyn,) einmal Wurzel unter den Felsen gefaßt hatten, müssen sie auch sogleich die zur Beförderung ihres Wachsthums und ihrer Vermehrung erforderliche Feuchtigkeit an sich gezogen haben, denn sie hatten einige von den Hügeln bedeckt, die gegenwärtig ganz nackt sind. Nachdem nämlich hier eine Niederlassung ist bewerkstelliget worden, verhinderten die seitdem eingeführten Ziegen durch ihr Zerfressen derselben und selbst die Bewohner, die sie zum Brennholz brauchten, das fernere Wachsthum jener Gewächse. Wäre die Insel unentdeckt geblieben, so würden die auf ihr einheimischen Gummibäume und Straucharten sich wahrscheinlich von den im Innern liegenden Höhen aus, wo sie zuerst wuchsen, über alle die sie umgebenden Hügel und Thäler bis an das Ufer des Meeres hin, verbreitet haben. Aber schon da, als noch die Natur beschäftigt war, die rohe vulkanische Masse zu überwältigen und ihre Oberfläche allmälich mit Pflan-

zen zu bekleiden, wurde sie von dem zudringlichen Menschen in einem ihrer entferntesten Asyle überfallen, ehe sie noch ihr angefangenes Werk vollendet hatte, und was sie damals unvollendet lassen mußte, kann nun bloß durch menschliche Sorgfalt ergänzt werden. Jedoch, es würde unnöthig seyn, hier noch mehr über diese Materie zu sagen, da der Verfasser noch einmal, wenn nämlich von dem Boden und den Producten der Insel St. Helena und von den besten Mitteln sie zu verbessern, die Rede seyn wird, darauf zurück kommen muß.

Bei einer Beschreibung des Klima's dieser Insel ist es erforderlich, auch noch besonders und ausführlicher von dem wohlthätigen Einflusse desselben auf die Gesundheit ihrer Bewohner zusprechen, da zumal in dieser Rücksicht wahrscheinlich kein Land auf der Erde St. Helena übertrifft. Gleichfrei von allen Extremen von Wärme und Kälte, so wie von allen plötzlichen Veränderungen der Temperatur und den Unbequemlichkeiten einer außerordentlich feuchten oder trockenen Atmosphäre, indem die Luft, ob es gleich nur sehr selten regnet, nie von austrocknenden Winden erhitzt wird, kann diese Lage nicht anders als vortheilhaft für die Gesundheit und die Erreichung eines glücklichen hohen Alters seyn und man findet auch wirklich, daß dies die Bewohner im allgemeinen erreichen und — was noch wichtiger ist — daß sie von den meisten solcher Krankheiten befreit sind, welche die Bewohner von weniger gemäßigten und veränderlicheren Klimaten zu befallen pflegen. Die kranke Mannschaft der Schiffe, die hier anlegen, genefet in sehr kurzer

Zeit wieder, und von den Invaliden, die von den verschiedenen indischen Regimentern als unheilbar und zum Dienste untauglich nach Hause geschickt werden, erlangen viele während ihres Aufenthaltes auf St. Helena so schnell ihre Gesundheit wieder, daß sie sich hier aufs neue anwerben lassen und dann fortgesetzt einer guten Gesundheit genießen. Hievon hat der Verfasser einige sehr merkwürdige Beispiele an Menschen gesehen, die er in Indien in einem solchen Zustande von Schwäche, oder an so schweren Krankheiten leidend gekannt hat, daß ihre Genesung, ja ihre bloße Existenz in diesem Klima unmöglich schien, die aber auf St. Helena vollkommen wieder hergestellt wurden, so daß sie wieder stark und kraftvoll genug für jede militärische Verrichtung geworden waren. Diese Thatsache verdient die Aufmerksamkeit der ostindischen Compagnie, da es ihr einen Fingerzeig giebt, wie das dortige Militär bequemer und wohlfeiler rekrutirt werden kann, als es unmittelbar von Europa aus, möglich ist. Außerdem würde die Befolgung dieser Maaßregel, nämlich die Rekrutirung des Militärs auf St. Helena von den indischen Regimentern, noch darum sehr vortheilhaft seyn, weil die ostindischen Truppen, statt ihren Dienst bloß auf Parade- und Exercierplätzen zu lernen, auf dem Schauplatze beständiger Kriegsunruhen und unter den Augen von Offizieren gebildet werden, die selbst zu den beschwerlichsten Diensten gewöhnt sind.

Aber auch für die Flotten der Compagnie ist es von der größten Wichtigkeit, an dieser Insel eine so bequem

gelegene Station zu haben, die einen Ueberfluß von vortrefflichem Wasser hat, und deren Klima für die Kranken und Wiedergenesenden so günstig ist. Hier kann sich das Schiffsvolk ruhig zum Schlafe an dem Ufer niederlegen, ohne einige Gefahr zu laufen, oder befürchten zu müssen, daß ihm die Nachtluft werde schädlich werden, und die Schiffe selbst haben weder Stürme noch Orkane zu fürchten.

In der That, es giebt nur sehr wenig Plätze, die so viele Vortheile in sich vereinigten, als dieser vulkanische Felsen, dessen rauher und nackter Anblick so wenig zu versprechen scheint. Sein großer Werth und seine Wichtigkeit, als eine bequeme Station für die Schiffe der Compagnie, wird aber noch einleuchtender, wenn man bedenkt, daß es auf dem Wege nach Indien, oder in den orientalischen Meeren nur wenig Plätze giebt (wenn anders außer diesem überhaupt noch einer vorhanden ist) wo die Schiffe in allen Jahreszeiten so sicher anlegen können, als hier. Auf verschiedenen jener Inseln, über welche die Natur ihre Güter so verschwenderisch verbreitet hat, wird man von bösartigen Krankheiten angesteckt, wenn man die Nacht über am Ufer bleibt, und dies geschieht sogar zu gewissen Jahreszeiten, schon dann, wenn man sich auf Schiffen, die nahe am Lande hinsegeln, oder in der Nähe desselben in der See liegen, während der Nacht, dem von dem Lande her wehenden Winde aussetzt. Es ist daher sehr zweckmäßig, daß die Directoren den Befehlshabern ihrer Schiffe die ausdrück-

liche Verordnung gegeben haben, bei Johanna *) nicht anders als nur in den ausgemachtesten Nothfällen anzulegen, und wenn es geschehen müsse, Niemandem von ihrem Schiffsvolke unter keinem Vorwande zu erlauben, die Nacht hindurch an dem Ufer zu bleiben. — Die nämliche Gefahr von Krankheiten befallen zu werden, führt das Anlegen von verschiedenen andern Inseln und an vielen in den östlichen Meeren liegenden, in gewissen Jahreszeiten bei sich, und es ist bemerkenswerth, daß viele der ungesundesten von ihnen, an dem Rande des Meeres mit schönem Grün und einer üppigen Vegetation prangen, und daß sie gewöhnlich dem Aequator näher liegen, als St. Helena, und folglich den Stürmen, Windstillen und der erstickenden Trockenheit jenes bösartigen Himmelsstriches unterworfen sind. Indessen verdankt doch die Insel ihre Befreiung von Stürmen, ihre immer ruhige Atmosphäre und ihre gesunde Luft nicht ihrer Entfernung von jenen Aequatorbreiten, wo die Natur den tiefen Windstillen und der ungesunden Beschaffenheit des Klima's dadurch abhilft, daß sie die Elemente in Bewegung setzt, noch kann die Abwesenheit schädlicher Dünste und Nebel auf derselben, der Nacktheit ihrer Oberfläche zugeschrieben werden; sondern die wahre Ursache von alle diesem, ist der vorherrschende beständige Passatwind, der über einen weiten Strich des Meeres weht, in dessen Nähe kein Land liegt, das seinen Lauf stören oder unterbrechen könnte.

*) Eigentlich Hinzuan, eine von den Komorrischen Inseln, die sonst sehr als ein Erfrischungsplatz gerühmt wird. D. H.

In den tropischen Ländern sind gewöhnlich die offenen Ebenen und das Ufer des Meeres die einzigen Plätze, die nicht ungesund sind. Die Nachbarschaft von Hügeln hat man der Gesundheit nachtheilig gefunden, und Europäer können selten in eingeschlossenen Thälern, die immer schädliche Dünste enthalten, leben. Es kann also für die gesunde und heilsame Luft von St. Helena keinen stärkern Beweis geben, als die in den engen Thälern, wo die Einwohner ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, herrschende Gesundheit. Die meisten ihrer Wohnungen stehen auf dem Boden sehr enger Thäler, oder vielmehr Schluchten, an deren Seiten sich hohe Hügel und steile Abhänge erheben. Eine Lage der Art aber, würde auf der Insel Java, oder auch selbst auf dem gesünderen festen Lande von Indien, schlechterdings unbewohnbar seyn.

Was aber jene der Gesundheit so zuträgliche Beschaffenheit dieser eingeschlossenen Plätze noch merkwürdiger macht, ist, daß dieses Klima, ob es gleich im Ganzen genommen sehr trocken ist, und kaum jemals mit hinlänglichem Regen erquickt wird, doch zu gewissen Jahreszeiten sehr neblicht ist, und die Morgen und Abende sehr rauh und schauerlich sind; allein auch davon empfinden weder die Eingebornen, noch auch die aus Europa ankommenden neuen Pflanzer, einen andern Nachtheil, als daß sie in jener Periode mehr dem Schnupfen und Rheumatismen ausgesetzt sind, als gewöhnlich. Allein sie kennen keine bösartigen und ansteckenden Fieber, und von den gefährlichsten Krankheiten anderer

Länder sind sie ganz befreit. Dahin gehören die Kinderpocken, die bisher den Weg noch nicht nach St. Helena gefunden haben; und da jetzt durch Jenners glückliche Entdeckung, die unter die wichtigsten in den Annalen der Menschheit aufgezeichneten gehört, diese Plage vermuthlich aus ganz Europa verbannt werden wird, so ist es wahrscheinlich, daß die Eingebornen dieser glücklichen Insel, sie auch nicht anders als bloß aus der Beschreibung werden kennen lernen. Daß sie das Gift dieser Krankheit bisher noch nicht erreicht hat, das verdanken sie offenbar ihrer entfernten Lage. Dagegen kömmt es wohl auf die Rechnung der Gutartigkeit des Klima's ganz allein, daß man noch kein Beispiel davon hat, daß hier jemals ein Hund sey mit der Wasserscheu befallen worden.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Hitze dieses Klima's nie zu einem übermäßigen Grade steigt, und daß die Temperatur stets mild und angenehm ist. Dies muß aber von der Insel überhaupt genommen verstanden werden, denn in den tiefen und engen Thälern macht in einer Jahreszeit, das Zurückwerfen der Sonnenstrahlen von den nackten Felsen, die Luft schwül und unleidlich; und doch steigt hier das Thermometer nicht über vier und achtzig Grad, und erreicht selten diesen höchsten Punkt, ob man gleich denken sollte, daß wegen der Gewalt der unumwölkten und vertikalen Sonne, die noch durch die Zurückwerfung ihrer Strahlen von den umliegenden Felsen vermehrt wird, die Hitze viel höher steigen müsse. Auf den Höhen und an den Abhängen ist die Temperatur

für das Gefühl immer angenehm, und die beständige Reinheit und Beweglichkeit der Atmosphäre macht es wahrscheinlich, daß auch ein viel größerer Grad von Hitze daselbst noch nicht als schwül würde empfunden werden.

Um dies noch einleuchtender zu machen, muß man bemerken, daß der Grad von absoluter Wärme der Atmosphäre, der durch das Thermometer angegeben wird, kein Kriterium für das Gefühl von Wärme, das der menschliche Körper empfindet, abgeben kann. Das letztere ist ein zu relatives Gefühl, indem es von dem besonderen Zustande der Luft, und von der Gewohnheit des Individuums abhängt. Dieses Factum, daß so sehr mit der allgemeinen Erfahrung übereinstimmt, und leicht, besonders von denen die in tropischen Gegenden leben, als wahr bestätigt werden kann, ist, so viel dem Verfasser davon bekannt ist, zuerst von dem Geschichtschreiber von Anson's Reise erwähnt worden, und obgleich dieser Schriftsteller Manches, diesen Punkt betreffendes, übersehen hat, so hat er doch den allgemeinen Grundsatz mit der ihm gewöhnlichen Klarheit und Stärke aufgestellt und erkläret. — Er bemerkt, (S. 256.) sehr richtig: „Daß, so wie die Gegenwart und beständige Erneuerung von frischer reiner Luft zum Athemholen unentbehrlich ist, es auch eine Art von verdorbener und stockender Luft giebt, die oft durch lang anhaltende große Hitze erzeugt wird, und die in uns das Gefühl von schwüler und erstickender Wärme in einem viel höheren Grade erregt, als die bloße Hitze der Luft allein,

„wenn sie rein und in Bewegung wäre, thun würde.
„Es ist daher einleuchtend, (fährt er fort,) daß das
„Thermometer nie den Grad der Hitze angeben und be-
„stimmen kann, den der menschliche Körper von jener
„Ursache empfindet.“ —

In allem diesem stimmt der Verfasser mit diesem unterhaltenden und belehrenden Schriftsteller überein. Allein wenn er nun weiter behauptet: daß die Gleichförmigkeit und ununterbrochene Dauer der Hitze der tropischen Himmelsstriche, sie für den menschlichen Körper heftiger und unerträglicher mache, als ihm die veränderliche Hitze höherer Breiten sey, und daß der nämliche Grad von absoluter Hitze in den meisten Gegenden zwischen den Wendekreisen beschwerlicher und unleidlicher sey, als in der gemäßigten Zone, so scheint er sowohl in Ansehung seiner Thatsachen, als auch seines Räsonnements, sich in einem völligen Mißverständnisse zu befinden; denn, was den ersten Punkt betrifft, so ist gerade die Gleichförmigkeit der tropischen Hitze der Umstand, der sie erträglicher macht, als sie außerdem seyn würde, und dies nach der Einrichtung der Natur des menschlichen Körpers, der, so unangenehme Empfindungen ihm auch immer der erste Eindruck einer außerordentlichen Hitze verursachen mag, sich doch leicht an eine neue Lage gewöhnet. Menschen, die in wärmere Klimaten versetzt werden, finden bei ihrer Ankunft in solchen Ländern, daß die unangenehmen Empfindungen, die ihnen die Hitze verursacht, nicht lange dauern, und sie erfahren, so lange sie gesund bleiben, von der herrschenden Tempe-

ratur des Klima's keinen Nachtheil und keine Unbequemlichkeit. Was aber den zweiten Punkt betrifft, so fehlt soviel daran, daß der nämliche Grad von absoluter Hitze innerhalb der Wendekreise erstickender seyn sollte, als er es in höheren Breiten ist, daß gerade das Gegentheil davon der Fall ist. So ist, zum Beispiele, die Hitze in Großbrittannien, in dem Verhältnisse zu ihrem Grade viel austrocknender und erstickender, als die in Ostindien. Dies ist eine Thatsache, die keiner bestreiten wird, der die Temperatur beider Klimate aus Erfahrung kennt, daher man auch nicht selten Personen sich über die Hitze in England beklagen hört, wenn das Thermometer nur ein wenig über sechs und siebenzig Grad steht, die zwanzig Jahre lang in einem Klima gelebt haben, dessen mittlere Temperatur beinahe um zehn Grade höher ist, und wo, während eines großen Theiles des Jahres, das Thermometer im Schatten bis über neunzig Grade steht.

Aber unser Verfasser sucht die Behauptung: daß der nämliche Grad von absoluter Hitze innerhalb der Wendezirkel drückender und schwüler sey als in höheren Breiten, noch auf folgende Art zu beweisen: „Die Gleich„förmigkeit und das Anhalten der tropischen Hitze, trägt „dazu bei, die Luft mit einer Menge von aus der Erde „und dem Wasser aufsteigenden Dämpfen und Dünsten „zu schwängern, und da von diesen viele von unreiner „und schädlicher Natur sind, und wegen der Regelmäs„sigkeit der Winde in solchen Gegenden, welche die Aus„dünstungen bloß von einer Stelle zur anderen schieben,

„ohne sie zu zerstreuen, nicht leicht hinweggeschafft wer=
„den, so wird dadurch die Atmosphäre weniger taug=
„lich zum Athemholen und man fühlt nun eine sogenannte
„erstickende Hitze; da im Gegentheile in höheren Breiten
„dergleichen Ausdünstungen in geringerer Menge aufstei=
„gen, und auch die unregelmäßigen und heftigen Winde
„sie oft zerstreuen, so daß im Allgemeinen, weil die Luft
„rein und nicht so stockend ist, der nämliche Grad von ab=
„soluter Hitze doch nicht ein gleiches Gefühl von Unbe=
„haglichkeit und Sticken erreget. (S. 257.)“

Es scheint auffallend, daß ein so gründlicher und scharfsinniger Schriftsteller, als Herr Robins ist, so unachtsam zu einer Ansicht dieser Dinge hat können verleitet werden, die allen Thatsachen und aller Erfah=rung so sehr entgegen ist. Dies würde gewiß nicht ge=schehen seyn, wenn er vor Abfassung seiner Geschichte Gelegenheit gehabt hätte, die Gegenden selbst zu besu=chen, die er beschreibt, indem gerade das Gegentheil von dem statt hat, was er annimmt. Denn statt daß die Gleichförmigkeit und die anhaltende Dauer der tropi=schen Hitze die Luft mit schädlichen Dämpfen und Dün=sten erfüllen sollte, trägt sie im Gegentheile mehr als sonst dazu bei, sie zu verflüchtigen und zu zerstreuen, und diese Hitze bewirkt, in Verbindung mit der beständi=geren Thätigkeit und Wirksamkeit der Winde, die sie immer hervorbringt, eine größere Leichtigkeit und Rein=heit in dem Zustande der Atmosphäre, als diese in hö=heren Breiten während der heißen Witterung besitzt. Dies scheint die wahre Ursache zu seyn, warum ein viel

geringerer Grad von absoluter Hitze in den höheren Breiten schwüler wird als in jenen Gegenden. Aus welcher anderen Ursache, als wegen der größeren Reinheit und Leichtigkeit der Luft, ist denn wohl ein Mensch im Stande mit Leichtigkeit in einer Temperatur zu leben und zu athmen, die der des menschlichen Blutes gleich ist? und wie geht es zu, daß einige der heißesten Länder in der heißen Zone überall gesund sind, indeß die lang anhaltende Hitze höherer Breiten selten unterläßt Krankheiten zu erzeugen? Woher kömmt es endlich, daß in tropischen Ländern die zusammengehäuften Ausdünstungen von bevölkerten Hospitälern und von allen Schlupfwinkeln des Gestankes und der Fäulniß, die Luft weniger merklich mit ihren schädlichen Ausflüssen verderben, als es in ähnlichen Lagen während der heißen Witterung unter nördlichen Breiten geschieht? Alles dies kann nur die Folge der reinigenden Wirkungen einer außerordentlichen und anhaltenden Hitze und der Beständigkeit der Winde seyn, die sie erregt. Bewirkte die Hitze solcher Klimate, die den senkrechten Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, nicht wirklich eine größere Reinigkeit, Leichtigkeit und Bewegung in dem Zustande der Atmosphäre, so würde nie ein menschliches Wesen in der heissen Zone haben existiren können. Wären die Schlüsse des Verfassers von Anson's Reise richtig, so könnten wir leicht mit den Alten annehmen, daß dieser Theil der Erde unbewohnt seyn müsse, denn eine Hitze, welche die Luft unaufhörlich mit schädlichen Dämpfen und Dünsten schwängert, die die Winde wegen ihrer Regelmäßigkeit, bloß von einer Stelle zur andern schieben können, ohne

sie zu zerstreuen, muß als unvermeidliche Folge ein unerträgliches und verpestetes Klima hervorbringen.

Der Wunsch: einen wichtigen Irrthum zu berichtigen, hat vielleicht den Verfasser weiter geführt als zu seinem eigentlichen Zwecke: nämlich das Klima von St. Helena zu beschreiben, wo die Hitze nie übermäßig wird, nöthig zu seyn scheinen möchte; allein das, was über diesen Gegenstand ist gesagt worden, kann doch zur Erklärung davon dienen, warum die Temperatur, trotz der Gewalt der vertikalen Sonne, die noch durch die Zurückwerfung ihrer Strahlen von einer Felsenoberfläche verstärkt wird, hier beständig so gesund und angenehm ist.

Viertes Kapitel.

Von den einheimischen und fremden Produkten, und von den Mitteln, die Insel zu verbessern.

Bei der ersten Entdeckung von St. Helena fand man verschiedene Gesträuche und Pflanzen wild wachsend auf der Insel, von denen einige, nach Forster's und anderer Botaniker Behauptung, einen neuen und eigenthümlichen Charakter haben. Wie diese Pflanzen hieher gekommen? das zu untersuchen, scheint, so vergeblich auch die darüber aufgestellten Vermuthungen immer seyn

mögen, doch sehr natürlich. In einem entfernten und einsamen Winkel des Oceans liegend, wo die, ihre Bildung begleitenden Erscheinungen der menschlichen Wißbegierde verborgen waren, gewährt diese Insel gar nichts, was es uns begreiflich machen könnte, woher ihr die Samen von Pflanzen gekommen, nachdem sie zu ihrer Aufnahme und Ernährung geschickt geworden. Während der Periode ihres Brandes, der so sichtbar jeden ihrer Bestandtheile getroffen, konnte sie nicht der Aufenthalt von Pflanzen oder Thieren seyn, und man kann nicht wohl annehmen, daß irgend ein verborgener Lebenskeim sich unversehrt unter den aus den Kratern der Vulkane fließenden Massen sollte haben erhalten können. Wie lange und wie heftig diese Vulkane gebrannt haben, darüber lassen sich wohl Vermuthungen aufstellen, aber nicht etwas gewisses bestimmen. Die ungeheuere Mächtigkeit einiger der Basaltschichten, von denen jede einzelne, nach der Gleichförmigkeit ihres Baues zu schließen, die Wirkung eines besonderen Ausbruchs gewesen zu seyn scheint, und die vielen besonderen Schichten, aus welchen die Hügel bestehen, und die vielleicht in sehr von einander entfernten Perioden ausgeworfen worden, dies scheint doch wohl die große Heftigkeit und die lange Dauer jener Feuer, die sie hervorgebracht, zu beweisen. Und als nun endlich die unterirdischen Quellen, die diesen einander folgenden Ausbrüchen Nahrung gaben, ganz erschöpft waren, und die vulkanische Masse der Einwirkung der Temperatur der sie umgebenden Luft und des sie umfließenden Wassers überlassen hatten, mußten doch nothwendig noch viele Jahre verstreichen, ehe

auf der Oberfläche derselben ein Boden konnte gebildet werden, der zur Erzeugung und Ernährung von Pflanzen geschickt war.

Nachdem endlich ihre Feuer verlöscht waren, und sie für die Bewohner des Oceans nicht länger ein Gegenstand des Schreckens blieb, wurde sie sehr wahrscheinlich der Aufenthalt der Meerschildkröten und einiger Arten von Seevögeln. Allein ist es wohl wahrscheinlich, daß diese letzteren ihr die Samen von Gewächsen sollten zugeführt haben? Kein in irgend einem Lande einheimischer Vogel hätte den Weg zu dieser Insel gefunden; und wären auch einige zufällig durch Sturm dahin getrieben worden, so würden sie doch aus Mangel an Nahrung umgekommen seyn, da man zur Zeit ihrer Entdeckung keinen Landvogel auf ihr fand. Könnte man vielleicht annehmen, daß einige unglückliche Vögel, welche in Guinea oder Benguela von den Samen von Pflanzen gefressen, von ihrem Wege abgekommen und von Stürmen auf diesen unwirthbaren Fels getrieben worden wären, auf dem sie umgekommen, und ob sie gleich nicht wie der Phönix ihr Geschlecht von neuem erzeugen können, doch mit ihrer Asche zugleich den ersten Keim von Vegetation hier niedergelegt hätten? — Dagegen könnte man aber den Zweifel erheben, wie es wohl möglich seyn könne, daß irgend ein Vogel, den die Natur zu einem Landbewohner bestimmt, und seinen Flügeln folglich nur die Kraft für kleine Reisen gegeben, einen so langen Flug habe aushalten können, ohne vor Müdigkeit aus der Luft herabzufallen. Denn obgleich Zugvögel noch

weitere Reisen machen können, so vollenden sie ihre Wanderung doch nicht in einem Fluge und ohne Plätze zum Ausruhen aufzusuchen.

Die einzigen beständigen Winde dieser Breiten, wehen von der Küste von Afrika her, welches das nächste Land ist; man könnte also annehmen, daß vielleicht die Samen der Gewächse durch diese Winde und durch Strömungen von jener Küste auf die Insel seyen gebracht worden. Allein giebt es wohl schon Beispiele davon, daß Länder vermittelst der Winde und Strömungen sich einander ihre Producte mitgetheilt hätten? Seit eine Niederlassung auf St Helena angelegt ward, sind zwar viele auf dem Cap der guten Hoffnung, und an dem westlichen Ufer von Afrika einheimische und wachsende Straucharten dahin verpflanzt worden, welche fortgekommen sind, und sich von selbst vermehrt haben; allein keine dieser Arten ist von den Ostwinden und Strömungen hierher geführt worden, und von einigen der einheimischen Bäume und Straucharten, die schon auf dieser Insel zur Zeit ihrer Entdeckung wuchsen, hat man, wie versichert wird, keine anf den gegenüber liegenden Küsten von Afrika gefunden. Die Art, wie die Insel ihre erste Vegetation bekommen hat, wird uns also so lange ein Geheimniß bleiben, bis wir im Stande seyn werden, den Schleier hinwegzunehmen, der uns den geheimnißvollen Ursprung der uns umgebenden Dinge verhüllt.

Vielleicht könnte man noch die Vermuthung aufstel-

len; daß einige auf der Meeresfläche zufällig schwimmende Samen, von Seevögeln wären aufgefangen und gefressen, und dann durch den natürlichen Weg von ihnen auf die Spitzen der Insel gebracht worden, wo, wie man sieht, sie zuerst Wurzel gefaßt haben. Dies könnte um so eher für wahrscheinlich gelten, wenn man sich erinnert, daß hier die Vegetation nicht vom Ufer des Meeres ausgegangen ist, und sich von da über die innern Theile verbreitet hat, sondern daß sich die Sache gerade umgekehrt verhält. Sie begann auf den höchsten Spitzen, und verbreitete sich von da nur ein klein wenig abwärts, und alle äußere, an das Meer gränzende Theile haben noch bis auf den heutigen Tag eine nackte und verschlackte Oberfläche, und alle Pflanzensamen mußten, ehe sie einen Boden fanden, in welchem sie wurzeln konnten, beinahe 2,700 Fuß über die Fläche des Meeres emporgehoben werden. Allein, wenn man auch dies alles zugeben wollte, so bleibt doch noch immer die Frage übrig: wie die, einen ganz eigenthümlichen Charakter habenden Pflanzen, die man auf der Insel findet, hierher gekommen sind. Sollen wir vielleicht, außer den Winden und Strömungen, und der Thätigkeit der Vögel, die noch schnelleren Flügel der Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, und uns vorstellen, daß diese Pflanzen die Nachkömmlinge und Ueberbleibsel irgend eines alten, der Insel nahe gelegenen Landes seyen, das aber nicht mehr existirt? Oder daß St. Helena, unmittelbar nach seiner Entstehung einige verstreute Samen von Bäumen und Pflanzen von Plato's berühmter Atlantis, vor ihrer Versenkung, bekommen habe? — Dergleichen Träume

der Einbildungskraft dienen bloß uns zu zeigen, wie unpassend alle unsere Hypothesen über Gegenstände dieser Art, und wie vergeblich und fruchtlos unsere Versuche sind, in jenes Land der Dunkelheit und der Räthsel einzudringen, das überall die sichtbare Sphäre unserer Beobachtungen begränzt.

Es wachsen auf der Insel gegenwärtig nicht mehr als neun bis zehn verschiedene Arten von Sträuchen und Bäumen, von denen einige ihr eigenthümlich angehören sollen. Einer der sonderbarsten von den letztern, ist der von den Einwohnern sogenannte Farrenkrautbaum. Er wächst bis zu einer Höhe von zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß, und hat eine sehr große Aehnlichkeit mit dem Farrenkraute. — Die Natur ahmt oft bei ihren größeren Producten genau die Muster nach, die sie bei der Bildung der kleinern ihrer Werke zum Grunde legte, wovon der Farrenkrautbaum von St. Helena ein auffallendes Beispiel giebt, denn er ist buchstäblich ein Farrenkraut, von der Größe eines gewöhnlichen Baumes. — Einen andern Baum nennen die Bewohner, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Kohle, den Kohlbaum, und dann haben sie auch noch zwei bis drei Gummibäume, die ein, dem arabischen ähnliches, Gummi liefern. Einer von diesen scheint mit dem Tumakarry auf der Küste von Koromandel einerlei Baum zu seyn, die beiden andern aber haben keine Aehnlichkeit mit der Mimosa, die das arabische Gummi giebt. — Es giebt auch auf der Insel einen Strauch, dessen Blätter, wenn sie zerquetscht werden,

einen stark aromatischen Geschmack haben, den die Ziegen ganz besonders lieben. — Eine andere Pflanze wird wegen der Beschaffenheit des Gewebes ihrer Rinde und ihres Holzes der Fadenholzbaum (string wood tree) genannt. Ferner gehören zu den hier wachsenden Pflanzen, der Ebenholzbaum und die Aloe, die ebenfalls einheimisch sind, und ein Strauch, der dem Buchsbaume ähnlich seyn soll, den aber der Verfasser nicht gesehen hat. Die Aloepflanzen wachsen besonders hoch und stark, und viele von ihnen standen in der Blüte. — Dies waren die einzigen Bäume und Straucharten, die man auf der Insel wachsend fand, als sie entdeckt wurde. —

Von kleineren vegetabilischen Producten waren die vorzüglichsten einheimischen, außer einigen Grasarten: Endivien, Portulak, Meerfenchel, (Crithmum maritimum), wilder Sellerie und Wasserkresse, von denen der Meerfenchel und der Portulak noch jetzt am häufigsten daselbst wachsen, und die einzigen Pflanzen sind, die man in den, an dem Meere liegenden Thälern und auf ihren Hügeln antrifft, wo sie in den Löchern und Spalten der Felsen wachsen. An andern Stellen dieser Felsen, findet man keine Spur von Vegetation, ausgenommen an solchen, über die das Wasser seinen Lauf genommen hat, und die ganz mit wildem Sellerie und Wasserkresse, die vorzüglich an diesen Plätzen wachsen, bedeckt sind.

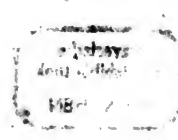
Die einheimischen Bäume und Gesträuche waren ehemals viel häufiger als jetzt. Zum Beweise dieser

Behauptung kann der Umstand dienen, daß in den Stadtbüchern der an die Bewohner ertheilten Erlaubniß gedacht wird, Holz auf solchen Plätzen zu hauen, wo jetzt keine Spur von einem Strauche oder einem Baume mehr ist. Man hat sie zu Brennholz oder anderen ökonomischen Zwecken gehauen, und auch die Ziegen, die hier sehr häufig sind, haben viele von ihnen vernichtet. Bei dieser Behandlung würden sie wahrscheinlich bald alle von der Insel verschwunden seyn, wenn nicht endlich die Bewohner ihrer Erhaltung einige Aufmerksamkeit gewidmet hätten. So legte der Obrist Robson, ehemaliger Gouverneur, mit einem lobenswerthen Eifer für die Vortheile der Compagnie und für die Wohlfahrt eines Platzes, zu dessen größten Nachtheilen der Mangel an Holz gehört, sehr große Pflanzungen von solchen der Insel ursprünglich angehörenden Bäumen, in den gegen Südosten liegenden Thälern an. Vorzüglich pflanzte er solche Bäume an, die das Gummi geben, und daher auch Gummibäume genannt werden. In diesem Theile der Insel, dessen Lage offener und freier ist, als irgend eine andere, bemerkte der Verfasser einen Umstand, welcher beweist, mit welcher Schärfe hier der Passatwind weht. Verschiedene indianische Fruchtbäume nämlich, und besonders der Pompelmußbaum, waren da, wo sie über die Wände, die ihnen Schutz gaben, hinweggewachsen waren, von der Schärfe des kalten Passatwindes wie angefressen und verwittert. Indessen habe ich diese Beobachtung bloß in diesem Theile der Insel, der kalt und ohne Schutz ist, gemacht. In allen Lagen hingegen, die von den umherliegenden Hügeln



Schutz haben, und der nur wenigen von ihnen fehlt, scheinen die indischen Fruchtbäume noch gut genug fortzukommen.

Man hat auch in der That die Anpflanzung der Producte der meisten Klimate hier mit Erfolg versucht. In dem Garten des Obristen und ehemaligen Gouverneurs Brooke, der sich unter andern auch durch Anpflanzung vieler ausländischen Gewächse um die Insel verdient gemacht hat, sah der Verfasser auf einem kleinen Raume eine große Mannichfaltigkeit von Bäumen und Gesträuchen, die alle üppig wuchsen, und aus den entferntesten Theilen der Erde, und den verschiedenartigsten Klimaten, aus Brittannien, Afrika, China, Indien, Neuseeland, Neuschottland, Neu-Südwallis und Amerika, hierher waren zusammengebracht worden. Besonders wurde man überrascht von dem kraftvollen Wachsthume der Eichen, Kastanienbäume, Stechpalmen, des Bambusrohres, der Palmen, der englischen Trauerweiden, der Cypressen, der Pomeranzen- und Apfelbäume und des Pisang. Zwischen diesen wuchsen Erdbeeren, Kaffeepflanzen, Wein, Olivenbäume und sehr große blühende Aloestauden, und auch noch der, den südlichen Gegenden von Afrika eigene Ginster und Heide, und einige schöne Mimosen von Botanybai. Die diesen Platz umringenden Hügel waren mit Brombeersträuchen und stachlichtem Ginster bedeckt, zwischen denen Myrten und schottländische Föhren wuchsen. Der stachlichte Ginster war vor ungefähr acht Jahren eingeführt worden, und schon sind viele von den Höhen mit



ihm bedeckt. Alle diese Gewächse wachsen hier mit den Gummiholzbäumen und anderen einheimischen Pflanzen vermischt, und scheinen alle eben so gut als diese fortzukommen. Die schottischen Föhren waren sehr stark, und die Myrte wächst hier zu einer ungewöhnlichen Höhe.

Man hat mich versichert, daß der Apfelbaum hier im Jahre zweimal Früchte trage. Die Aepfel sind sehr wohlschmeckend, und einige Sorten von ihnen von ausserordentlicher Größe. Ein Einwohner versicherte mich, daß er einen gesehen habe, der vierzehn Zoll im Umfange gemessen habe. — Man hat auch Versuche mit dem Kirschbaume und dem Birnbaume gemacht, aber sie kommen nicht fort, und dies ist auch der Fall mit der Stachelbeere. Auch der Pisang gedeihet nur in den niedrigen und beschützten Thälern. Die Pfirsche war sonst die häufigste Frucht auf der Insel, allein es sind nur wenige dieser Bäume gegenwärtig noch übrig. Dieser schätzbare Fruchtbaum, der schon seit vielen Jahren hier eingeführt ist, gedieh und vermehrte sich zum Erstaunen, fast überall wohin er gebracht wurde, und pflanzte sich wie ein einheimisches Gewächs von selbst fort. Wohin auch immer der Zufall ein Samenkorn von ihm führte, und wenn es selbst in eine Felsenritze war, da keimte es, und wuchs zu einem blühenden Baume empor, und von den Früchten gab es einen so großen Ueberfluß, daß es sehr gewöhnlich war, die Schweine mit ihnen zu füttern. Allein seit ungefähr dreißig Jahren hat ein, entweder von Isle de France oder von dem Cap der guten Hoffnung mit den Reben des Konstantiaweins

eingebrachtes Insekt, fast alle Pfirsichbäume verwüstet, und alle bisher angewandten Mittel haben seinen Verheerungen bis jetzt noch keinen Einhalt zu thun vermocht. Es setzt sich an dem Stamme der Baumes an, der dann mit einer weißen Kruste bedeckt und kurz darauf welk wird und abstirbt.

Die Bewohner haben alles versucht, dieses Insekt zu vertilgen, aber dies ist bisher ohne allen Erfolg geschehen. Sie haben die Bäume beräuchert, die weiße Kruste abgeschabt, den Stamm mit einem Decoct von Tabak gewaschen u. s. w., allein keines dieser Mittel hat seiner Absicht entsprochen.

Dieses verderbliche Insekt ist so klein, daß man es mit bloßem Auge nicht sehen kann. Es greift auch noch einige andere Bäume an, und besonders den Gummiholzbaum und den Maulbeerbaum; der Stamm des Pfitsichbaums scheint jedoch sein Lieblingsaufenthalt zu seyn. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß dieses Insekt, das, wie schon erwähnt, mit den Reben des Konstantiaweins vom Cap der guten Hoffnung, oder mit einigen Straucharten von Isle de France soll hieher gebracht worden seyn, gegenwärtig an keiner von diesen beiden Pflanzen mehr gefunden wird. Die Verheerungen derselben beschränken sich fast allein auf den Pfersich- und den Maulbeerbaum, und auf eine oder zwei einheimische Straucharten. Ein alter Einwohner, der mir die Verwüstungen, die es schon angerichtet hat, unter lauten Klagen beschrieb, rief dabei mit

thränenden Augen aus: „wir hätten ihm gern die Hälfte „unserer Bäume Preiß gegeben, wenn dies Insekt nur „unsre Pfersiche verschont hätte, die einen so großen „Werth für uns hatten!“ — Allein dieser unerbittliche kleine Feind wird dieser Klagen nicht achten, und es ist wahrscheinlich, daß er, da er bisher jedem gegen ihn angewandten Mittel widerstanden hat, seine Verheerungen so lange fortsetzen werde, bis er die Einwohner dieser gesunden und köstlichen Frucht gänzlich beraubt hat. Diese Besorgniß ist um desto beunruhigender, da kein anderer Fruchtbaum hier so gut gedeihet, und so wenig Mühe verursacht als der Pfersichbaum. Er wuchs gern in jedem Theile der Insel, da im Gegentheile die Anpflanzung und Kultur verschiedener anderer Fruchtbäume, wegen des Mangels an Regen, der steinigten Beschaffenheit des Bodens und der Kälte des Passatwindes mit mehreren Schwierigkeiten verbunden ist.

Es ist schon bemerkt worden, daß die am Meere liegenden Thäler fast ganz öde sind und, wie die schwarzen vulkanischen Hügel, die sie von einander trennen, kaum die kleinste Spur von Vegetation zeigen. Diese Unfruchtbarkeit der Thäler wird von den Einwohnern den Wirkungen einer salzigen Imprägnation zugeschrieben, die wahrscheinlich von den nahe liegenden Hügeln ausgeht, wo sich in den Felsenlöchern beträchtliche Salzquantitäten bilden, die dann von dem Wasser hinweggeführt werden. Sie bestehen hauptsächlich aus gemeinem Salze, das sich aus den Ausdünstungen des anliegenden Meeres absetzt und krystallisirt. Indessen hindert diese salzige Schwängerung

an solchen Stellen, wo nur einige Versuche mit der Kultivirung derselben gemacht wurden, keineswegs die Fruchtbarkeit. Im Jakobsthale (James Valley), wo man sich einige Mühe mit der Bearbeitung des Bodens gegeben hat, gedeihen sowohl einheimische als ausländische Pflanzen außerordentlich wohl, und in dem diesem am nächsten liegenden Rupertsthale, wo bisher nichts zur Verbesserung des Bodens ist gethan worden, steht ein Palmbaum, der so hoch und stark ist, als die gewöhnlichen indischen Palmen. Wo aber Eine Palme so gut gedeihet, da können gewiß auch andere wachsen; ja diese Bäume scheinen sogar in den an der See liegenden Thälern am besten fortzukommen, weil man den Palmbaum innerhalb der Wendekreise hauptsächlich in solchen Lagen findet.

So wenig vortheilhaft auch St. Helena wegen der Seltenheit des Regens, wegen des steinigen Bodens und wegen des nachtheiligen Einflusses des Passatwindes auf einige Gewächse der Kultur der Pflanzen überhaupt seyn mag, so ist doch, im Bezug auf die Temperatur kein Ort der Erde besser geschickt, die Produkte aller Klimate auf sich zu vereinigen, und wir haben in der That auch schon gesehen, daß wenigstens viele Pflanzen, die sowohl warmen als kalten Klimaten angehören, hier fortkommen. — Wo wir bereits den Ginster und die Myrte neben einander wachsen sehen, und zwischen ihnen viele indische Bäume, so wie auch die Eiche, die Kastanie, die schottische Föhre und mehrere Pflanzen von Neuholland, Afrika und Amerika, da ist doch gewiß

Ermunterung genug, in der Verbesserung des Werthes fortzufahren, und ihn durch weitere Verbreitung und Vermehrung der einzigen Quelle von Wohlstand und Lebensgenuß, die sie darzubieten scheint, noch zu erhöhen,

Die Verbesserungen, die man bisher gemacht hat, sind nur sehr partiell und erstrecken sich beinahe bloß auf einige wenige Plätze bei den Gartenhäusern der Einwohner, die nicht weit von einander entfernt liegen. Alle dazwischen liegende Thäler sind gänzlich vernachlässiget. Die ganze Oberfläche bietet, in ihrem jetzigen Zustande, von einer sie beherrschenden Höhe gesehen, gleich einem Miniaturgemälde von Arabien, nur einige wenige, unter nackten Felsen und unfruchtbaren Thonlagern zerstreute grüne Plätze dar, und nicht allenthalben kann sich das Auge an dem lieblichen Anblicke einer grünenden Natur weiden. Je weiter sich die Vegetation an den inneren Bergen herabzieht, desto sparsamer wird sie, bis sie endlich zwischen den am Meere liegenden Hügeln und Thälern gänzlich verschwindet.

Je trauriger und unfruchtbarer nun der Zustand der Insel im Ganzen genommen ist, desto überraschender ist es zu sehen, daß die im Inneren liegenden Hügel, so wie die Thäler, die sie bilden, alle mit der üppigsten Vegetation bedeckt sind, und dies wird desto auffallender, da man sie nur erst dann sehen kann, wenn man dicht an ihnen ist, und der Zugang zu ihnen eine so nackte und traurige Gegend darbietet. Diese Höhen scheinen zuerst mit den einheimischen Gesträuchen und

Pflanzen bedeckt gewesen zu seyn; und diese wachsen, vermischt mit vielen ausländischen, noch immer dort, und auch die letzteren kommen so gut fort, daß es schwer wird zu entscheiden, ob die der Insel eigenthümlichen Gesträuche, oder der Stachelginster, die Myrte, die schottische Föhre, die Mimosen von Neuholland, oder die Heyde und der Ginster von Afrika besser gedeihen. An diesen Stellen, deren Schönheit durch den Kontrast, welchen die sie umgebende Unfruchtbarkeit mit ihnen macht, noch mehr erhöht wird, kann man deutlich sehen, was ein günstiges Klima und ein sehr fruchtbarer Boden, auch ohne menschliche Unterstützung zu bewirken vermag.

Nichts ist natürlicher bei der Beobachtung dieser Verschiedenheit, als die Frage: was wohl der Grund dieser ausschließenden Fruchtbarkeit der höchsten Spitzen und der zwischen ihnen liegenden Thäler seyn möge? Bei der ersten Ansicht könnte man sich leicht versucht fühlen, anzunehmen: daß diese Höhen die Ueberbleibsel eines Urlandes seyn möchten, welche die vulkanischen Eruptionen, deren Lava und Kohlen, die jene Höhen umgebenden Theile der Insel gebildet, nicht erreicht hätten. Allein diese Voraussetzung hat Schwierigkeiten, deren bereits erwähnt worden, und es ist auch schon gezeigt worden, daß diese Höhen einen gleichen Bau und eine gleiche Anordnung mit den an der Küste liegenden Hügeln haben, und sich von diesen nur dadurch unterscheiden, daß sie mehr Thon haben, und daß die Felsen verfallener und zerstörbarer sind. Auch sind auf den Höhen die glänzend rothen Thonarten mit einer schwarzen Dammerde

vermischt, welche die Zerstörung der auf ihnen wachsenden einheimischen Pflanzen, geliefert hat. Wahrscheinlich ist diese Verschiedenheit des Bodens, vorzüglich aber die große Erhöhung derselben, die ihnen einen beständigen Zufluß von Feuchtigkeit sichert, die Ursache der Fruchtbarkeit dieser Theile, indem sie selten von der brennenden und lang anhaltender Dürre leiden, welche in den niedrigern Gegenden statt hat. Gewöhnlich sind sie in leichte Wolken und Dünste gehüllt, und haben oft Regen, wenn in den übrigen Theilen der Insel an keinen zu denken ist. Daß die verschiedenen Grade der Erhöhung auch verschieden auf die Wolken wirken, ist bereits erwähnt worden, so wie auch der davon abhängenden Erscheinung, daß, wenn in den Thälern an dem Ufer ein bloßer Nebel liegt, der nicht naß macht, in höheren Gegenden schon ein Staubregen und auf den Spizzen der im Inneren liegenden Hügel, ein dichter Regen statt findet. Auf den letzteren ist auch die Temperatur von zehn bis funfzehn Graden niedriger als in den Thälern, und dieser größere Grad von Feuchtigkeit und Kühle macht, indem er den Quellen, aus denen alle die kleinen Bäche, welche die Insel bewässern, entspringen, Nahrung giebt, zu gleicher Zeit jene höheren Lagen so ungemein fruchtbar und reich an Produkten.

Diese Umstände zusammen genommen, müssen das Wachsthum und die Vermehrung der wenigen einheimischen Pflanzen, die, mögen ihre Samen auch auf welchem Wege sie wollen, hieher gekommen seyn, zuerst bloß auf den höchsten Lagen befindlich waren, gar sehr

begünstiget haben. Daß sie sich von da über viele der nordwärts liegenden Hügel verbreiten mußten, das beweisen, wie auch schon erwähnt worden, die öffentlichen Register, welche sagen, daß in vorigen Zeiten die Erlaubniß bewilliget worden sey, Holz auf solchen Plätzen zu hauen, wo jetzt keines mehr zu finden ist. Hätte man den Gang der Natur nicht gestört, so würden die einheimischen Pflanzen wahrscheinlich mit der Zeit die ganze Oberfläche der Insel überzogen haben; und daß sie zur Zeit der Entdeckung der Insel, erst einen so kleinen Raum eingenommen hatten, das beweist vielleicht ein spätes Nachlassen des vulkanischen Feuers stärker, als alle andere Erscheinungen es thun. Aber dem sey nun auch wie ihm wolle, gegenwärtig würden sich jene auf der Insel einheimischen Pflanzen doch nicht weiter verbreiten und vermehren können, theils weil sie von den Ziegen vernichtet werden, und theils, weil man sie noch jetzt, wo sie von selbst wachsen, zu Brennholz schlägt. — Die Bemühungen der Natur eine rauhe und vulkanische Oberfläche zu bekleiden, konnten anfänglich nicht anders als langsam und schwach seyn, auch wenn sie von außen nicht wären gestört worden, und unter den angegebenen Umständen wird St. Helena, so sehr auch jetzt die Bewohner jene Bemühungen der Natur unterstützen mögen, doch noch lange in ihrem gegenwärtigen Zustande von Nacktheit bleiben, und jene schwarzen vulkanischen Klippen, zu denen bisher nur wenige Pflanzen von Meerfenchel und Portulak einen Weg gefunden haben, werden noch Jahrhunderte hindurch, dem Seefahrer den nämlichen Anblick der Verheerung darbieten.

Es würde jedoch traurig seyn, wenn man annehmen müßte, daß die Natur, nachdem sie so viele Hindernisse bei der ersten Anpflanzung von Gewächsen in einer so entfernten und isolirten Lage überwunden, die an dem Ufer liegenden rauhen vulkanischen Hügel, zu einem Zustande ewiger Leere und Unfruchtbarkeit, verdammt habe. Ihre gegenwärtige Nacktheit kann, in einem Klima, das sich schon der Anpflanzung so vieler Produkte sowohl kalter als heißer Länder so günstig bewiesen hat, nicht als ein Uebel betrachtet werden, gegen welches es kein Mittel gäbe, und dem Holzmangel würde sicherlich durch die Aufmunterung und Begünstigung des Anbaues und der Vermehrung der einheimischen Pflanzen und durch die Einführung solcher Bäume und Straucharten, die in anderen Ländern in ähnlichen Lagen wachsen und daher wahrscheinlich auch hier gedeihen würden, abgeholfen werden.

Ob aber gleich verschiedene Versuche, die mit dem Anbau mehrerer Arten von ausländischen Gewächsen gemacht wurden, vollkommen gelungen sind, so hat man sie doch bisher mehr der Zierde, als des Nutzens wegen unternommen, und keine Pflanzung hat sich bis jetzt weiter als auf die Verzierung und Verbesserung des Sommeraufenthaltes der Einwohner erstreckt, indeß alle dazwischen liegenden Thäler und Hügel, gleichsam als sollten sie durch ihre traurige und öde Gestalt, den grünenden Stellen zur Folie dienen, nicht bloß vernachlässiget liegen, sondern sogar der vormals auf ihnen wachsenden Gesträuche beraubt worden sind.

Der einzige, die allgemeine Verbesserung der Insel bezweckende Versuch wurde vor ungefähr siebenzehn Jahren gemacht, da sich einige der Einwohner selbst, zu diesem löblichen Zwecke in eine Gesellschaft vereinigten. Um einen Fond zu bekommen, mußten die Subscribenten einen ihren Umständen angemessenen Beitrag geben. Der Zweck dieser Gesellschaft war, den Geist der Industrie zu wecken und den Eifer für botanische Versuche anzufachen. Sie wollte durch die Vertheilung kleiner Geldprämien das Anlegen von Pflanzungen, den Gartenbau und überhaupt jede Art von Verbesserung, deren der Boden fähig wäre, befördern und ermuntern. Hätten die beschränkten Mittel der Unternehmer es ihnen erlaubt, diesen Plan ihrer Absicht gemäß auszuführen, so würde dies für die Insel sehr wohlthätige Folgen gehabt haben. Aber die Einwohner sind weder zahlreich noch vermögend genug, weitumfassende Plane zu Verbesserungen auszuführen und man kann die Gesellschaft nicht tadeln, daß sie, bei so vielen zu überwindenden Schwierigkeiten und dem Mangel eines zweckmäßigen Fonds, ihre Bemühungen bald einstellte. Inzwischen möchte es doch wohl interessant seyn, hier die Nachricht von den Resultaten einiger ihrer ersten Versuche, die mit einem glücklichen Erfolge gekrönt wurden, zu finden.

Zuerst wählte die Gesellschaft drei Stücke Landes, die in Ansehung ihrer Lage und ihres Klimas verschieden waren, um auf ihnen Versuche mit solchen ausländischen Gewächsen anzustellen, die sie würde bekommen können. Das eine Stück Landes war im Jakobs=

thale, wo die Temperatur im Durchschnitte von vier und siebenzig bis sechs und siebenzig Grad, die Hitze aber in den Sommermonaten über achtzig Grad ist. — Das andere war bei dem Landgouvernementshause, wo die mittlere Temperatur ungefähr sechs und sechzig Grad ist; und das dritte lag auf einer der Höhen, die der hohe Pik genannt wird, und wo das Thermometer zwölf bis vierzehn Grade tiefer steht. Diese ganze Temperaturveränderung, die von den verschiedenen Stufen der Erhöhung entsprang, hat innerhalb eines Raumes von drei Meilen statt. Der im Jakobsthale umgerissene Boden, der aus ungefähr zwei Morgen (acres) bestand, wurde geschickt zum Anbau aller orientalischen Pflanzen, als des Mangobaums, des Mangostanbaums, des Jumbo Malak, des Kaffeebaums und des Pisangs u. s. w. gefunden. Das Klima dieser Stelle war diesen und noch vielerlei anderen Producten so günstig, daß der Boden, der vorher bloß ein Stein- und Felsenhaufen gewesen war, in der kurzen Zeit von zwölf bis vierzehn Monaten, mit einer großen Menge von Gesträuchen und Bäumen bedeckt wurde und noch überdies das Hospital reichlich mit Wurzeln und Küchenkräutern versehen konnte. — Die Pflanzung bei dem Gouvernements-Garten, war noch größer und mannichfaltiger an Gewächsen, da das dortige Klima den Produkten fast aller anderen Länder günstig war; und die auf dem hohen Pik schien gleichfalls zum Anbau saftiger Gewächse und der harten Bäume und Straucharten nördlicher Gegenden, sehr geschickt.

Bei ihren früheren Arbeiten wurde die Societät sehr kräftig von Doktor James Anderson, der gegenwärtig Oberarzt vom Fort St. George ist, als einem Manne unterstützt, an dessen eifrige und thätige Menschenliebe, die immer bereit ist bei allem mitzuwirken, was einen Bezug auf Wohlfahrt und Glück der Menschheit hat, man sich in diesem Theile der Welt, dem er während eines Aufenthaltes von vierzig Jahren, ein beständiger Wohlthäter gewesen, noch lange mit Achtung und Dankbarkeit erinnern wird. Seiner Sorgfalt und seinem Eifer verdankt man es, daß viele Pflanzen und Samen der nützlichsten Bäume und Straucharten, die in Ostindien wachsen, von den Ostindienfahrern nach St. Helena gebracht wurden, und wären die Mittel der Societät dem Eifer dieses Mannes gleich gewesen, so würden nicht nur der Insel große Vortheile aus ihren Pflanzungen erwachsen, sondern sie würde auch in Kurzem die Niederlage vieler der schätzbarsten Produkte der Welt geworden seyn.

Eine Insel, deren Klima so mild und gesund ist, die sich auf dem Wege der von Indien zurückkehrenden Schiffe und dazu in einer sehr bequemen Entfernung zwischen Groß-Brittannien und dessen östlichen Besitzungen befindet und noch überdies in einer jener glücklichen Breiten liegt, wo die bei ihr anlegenden Schiffe zu keiner Jahreszeit den Verwüstungen der Stürme, noch ihre Mannschaft der Gefahr von Krankheiten angesteckt zu werden ausgesetzt ist, ist doch gewiß eine sehr schätzbare Eroberung. Selbst in militärischer Hinsicht kann sie

als ein Posten von einiger Wichtigkeit betrachtet werden, und da sie auf mehreren Seiten schon durch die Natur unüberwindlich gemacht und auf den übrigen stark durch die Kunst befestiget ist, scheint ihr, um ihren Werth und ihre Wichtigkeit ganz vollständig zu machen, nichts zu fehlen, als Waldung und ein weiter verbreiteter Anbau solcher Gewächse, deren Kultur die Natur ihrer steinigen Oberfläche gestattet.

Daß die Thäler nicht zum Anbau von Getraidearten geschickt sind; das ist ausgemacht; selbst wenn die Beschaffenheit ihres Bodens es auch gestattete, sie umzupflügen, so würden doch die Aerndten, wegen der häufig herrschenden Dürre und Trockenheit, ungewiß und unsicher seyn. Die Einwohner sind folglich in Ansehung des Brodkorns, dessen sie nothwendig bedürfen, von sehr entfernten Ländern abhängig, dessen Zufuhr noch dazu sehr leicht durch Schiffbrüche, oder durch in Europa entstandene Kriege unterbrochen werden kann. Um sich dagegen sicher zu stellen, müssen sie auf den Anbau solcher Bäume und Pflanzen bedacht seyn, welche die Trockenheit des Klimas ertragen und den Abgang des Brodkorns am besten ersetzen können. Pataten, Yamswurzeln und den Pisang haben sie schon; die beiden ersteren gedeihen gut und auch der Pisang wird in einigen Lagen mit gutem Erfolge gebaut. Die Anpflanzung der verschiedenen Palmenarten hingegen, die doch eine sicherere Hülfsquelle gewähren würden, weil sie weniger von Dürre leiden, scheint gänzlich vernachlässigt zu werden, und doch ist gar nicht daran zu zweifeln, daß sie nicht in den Thälern gedeihen sollten.

Es ist nicht die Absicht des Verfassers hiermit zu behaupten, daß die Produkte dieser Bäume, es seyen nun das Mark oder die Kerne oder das Fleisch der Früchte u. s. w. in ihrem rohen und unzubereiteten Zustande für europäische Konstitutionen eine leichte und angemessene Nahrung seyen, denn das sind sie gewiß nicht. Indessen sind sie doch geschickt, für eine Zeitlang das Leben zu erhalten und zur Zeit einer Hungersnoth würde man froh seyn, seine Zuflucht zu ihnen nehmen zu können, und zu einer solchen Zeit, in Rücksicht deren der Anbau der Palmen auch hauptsächlich empfohlen wird, kann es für die Insel keine sicherere Hülfsquelle geben, als die Produkte dieser Bäume, da verschiedene Arten derselben selbst den höchsten Grad der Dürre ausdauern. Einer tropischen Insel, die kein Getraide producirt und wo auch die geringeren Pflanzengewächse der Gefahr ausgesetzt sind, durch Regenmangel zu Grunde zu gehen, scheint wenn ihr die Palmen fehlen, ihr bester und schönster Schmuck und ihre sicherste Hülfsquelle zur Zeit des Mangels zu fehlen. Da nun noch überdies diese Bäume zu so vielerlei nützlichen Zwecken können benutzt werden, und mehr als jeder andere Baum zur unmittelbaren Erleichterung und Bequemlichkeit des Lebens des Menschen selbst dienen, so ist es desto auffallender, daß die Kultur derselben bisher so sehr vernachlässigt worden ist.

Wollte man den von der Natur selbst bezeichneten Pfad verfolgen, die auch bei der Vertheilung ihrer Geschenke nichts vergeblich thut, so müßte man die Einfüh-

rung der Palmen als den ersten, bei der Verbesserung von St. Helena zu beachtenden, Gegenstand betrachten, weil sie das wichtigste Product solcher Inseln und Landküsten sind, die in der heißen Zone liegen. Dort ist dieser schöne und nützliche Baum in einem solchen Ueberflusse und so großer Mannichfaltigkeit verbreitet, daß seine Erscheinung den unterscheidenden Charakter der Ansicht der Länder ausmacht, in denen er wächst, so wie er auch das natürlichste Symbol tropischer Himmelsstriche abgiebt. Er ist unstreitig das beste Geschenk, das der gütige Urheber der Natur den Bewohnern jener heissen Regionen verliehen hat. Wundervoll für die Zwecke eines einfachen Lebens eingerichtet, gewährt er, ohne die Arbeit der Zubereitung, eine Speise und ein die Freude weckendes Getränke, die man in rauheren Klimaten nur mit Mühe und Arbeit sich verschaffen kann. Seine breiten, weit umherreichenden, mit dem lieblichsten Grün geschmückten Blätter, kühlen und schirmen den dürstenden Boden auf dem er wächst, indem sie sich leicht zu einem angenehmen Dache bilden lassen, das die Eingebornen gegen Sonne und Regen schützt.

Unter dem zahlreichen Geschlechte der Palmen, giebt es — obgleich verschiedene schöner sind — doch keine Art, die so ganz vorzüglich nützlich wäre, als die Kokospalme. So lange der Mensch noch in dem Stande der Natur lebt, hat er nur wenig Bedürfnisse, die dieser bewunderswürdige Baum nicht befriedigen könnte, der zur Erreichung so verschiedener und mannichfaltiger Zwecke eingerichtet ist, daß ihn die Hinduer, die ihn

in ihren Gedichten und Gesängen verherrlichen, mit Bewunderung und Anbetung, als das redendste und rührendste Beispiel der Wohlthätigkeit der Vorsehung betrachten.

Die nämliche Wohlthätigkeit und Weisheit ist auch sichtbar in der Art der Fortpflanzung und weiteren Verbreitung dieses Baumes, indem diese oft durch ein Zusammenwirken natürlicher Ursachen geschieht. Da nämlich diese Bäume an dem Meere wachsen, und oft über die Brandung hinüberhängen, so fallen die reifen Früchte in das Wasser, und werden nun von Winden und Strömungen oft sehr weit hinweggeführt. So werden sie nicht selten auf die sandigen Ufer irgend einer entfernten Insel geworfen, auf welcher sie Wurzel schlagen. Auf diese Art sind sie auf einige unbewohnte Inseln verpflanzt worden, auf denen zur Zeit der Entdeckung Indiens auf dem Wege über das Cap der guten Hoffnung, noch kein Baum dieser Art wuchs. Und hier kann der Verfasser nicht umhin, einer merkwürdigen Ursache zu erwähnen, welche die Art der Einführung einer neuen Art der Kokospalme, auf der Westküste der Halbinsel von Indien betrifft. Die Eingebornen von Travankor nämlich, hatten schon lange bemerkt, daß starke Westwinde immer eine große Menge von Kokosnüssen an ihre Küsten trieben, die sie, weil sie von einer besondern Gestalt waren, Meer-Kokosnüsse nannten, und von denen sie glaubten, daß sie wirklich auf dem Grunde des Meeres wüchsen, da sie sich gar keinen Begriff davon machen konnten, wo sie sonst her-

kommen sollten. Ihren Nachrichten zufolge, vergieng eine lange Zeit, ehe sie auf die Vortheile aufmerksam wurden, die ihnen der Anbau dieser Pflanze gewähren konnte. Sie blieb den freien Wirkungen der Natur überlassen, und sproßt so hie und da unter dem Sande hervor. Jetzt aber betrachten sie den Baum als einen ihrer nützlichsten Bäume, und schätzen ihn in einigen Stücken noch höher, als die gemeine Kokospalme. Wahrscheinlich kam er von den Seschellen, oder von einer der entfernten maldivischen Inseln, wo man die nämliche Art noch jetzt findet. *)

Aus dem bisher Gesagten scheint sich zu ergeben, daß vorzüglich niedrige Inseln und flache Ufer an dem Meere liegender Länder dem Fortkommen und Gedeihen der Kokospalme günstig sind; an diesen Plätzen gedeihet sie am besten. Zwar wächst sie auch in hohen und von dem Meere entfernten Lagen, wenn sie dahin verpflanzt wird, aber sie kömmt da doch nicht so gut fort. Auf St. Helena scheinen also die an dem Meere liegenden Thäler geschickter zum Anbau dieser Bäume zu seyn, als irgend ein anderer Theil, da man in diesen Thälern schon Proben davon hat, daß hier sowohl die Kokospalme, als auch die Dattelpalme gedeihet. Im Ruperts Thale steht noch jetzt ein sehr schöner Dattelbaum, der dem bloßen Zufalle sein Daseyn zu verdan-

*) Hier ist von dem sogenannten Maldivischen Kokosbaume die Rede, der auf der Palmen-Insel (einer von den Seschellen) einheimisch ist, und dessen Frucht ehemals so äußerst hoch geschätzt wurde. D. H.

ken zu haben scheint, indem man für den Anbau dieses Thales so wenig gethan hat, daß ein einsamer Dattelbaum überhaupt der einzige Baum in dem größten Thale der Insel ist, obgleich schon das schöne Wachsthum dieses einzelnen Baumes hinlänglich beweist, daß auch mehrere der Art eben so gut daselbst gedeihen würden, und daß überhaupt der Grund der Thäler an den meisten Stellen mit Hainen von Dattelbäumen und Kokospalmen könnte bedeckt seyn.

Neben diesen sollten aber auch Versuche mit anderen schätzbaren Palmen gemacht werden, und vorzüglich mit solchen Arten von ihnen, welche den Einwohnern bei eintretendem Getraidemangel die größte Hülfsquelle gewähren würden. Eine der außerordentlichsten Palmen wächst auf der Küste Malabar, und wird von den dortigen Eingebornen: Codda Panni genannt. Das Mark des Baumes wird zu Brod gebacken, und die Zweige desselben sind so groß, daß ein einziger zwölf Menschen Schutz gegen Sonnenstrahlen oder Regen geben kann. Auch kennen die Eingebornen den Werth ihrer Palmbäume sehr gut, da sie einen Theil des Jahres von den Producten derselben leben müssen. Der Codda Panni und auch noch eine andere malabarische Palme, nämlich der Todda Panni würde für St. Helena sehr schätzbar seyn. Sie sind beide von der Sagopalme, *) die für sich allein genommen, schon eine große Eroberung seyn würde, verschieden.

*) Cycas circinalis. — Doch wahrscheinlich nur Abarten derselben; denn in der Malabarischen Sprache heißt die Sagopalme — **Todda-panna.** D. H.

Die Fächer = oder Weinpalme (Borassus flabelliformis) ist eine sehr feste Palmenart, welche längs der Küsten von Malabar und Koromandel aus dem todten Sande emporwächst, und ihn an einigen Stellen mit einem luftigen offenen Walde, an anderen aber mit einem undurchdringlichen Dickicht bedeckt. Sie giebt ein festes und sehr dauerhaftes Bauholz, und ihre Frucht ist, obgleich weniger schätzbar als die Kokosnuß, doch in vielen Rücksichten nützlich. Dieser Baum verlangt nur wenig Feuchtigkeit, und würde wahrscheinlich auf St. Helena fortkommen. In einigen Theilen von Indien wird er bloß in der Absicht gepflanzt, daß er den zärtlicheren Palmen, zwischen welchen er wächst, dergleichen die Areka = Palme oder Betelnußpalme ist, Schutz gewähre. — Eben so ist es wahrscheinlich, daß auch der Brodfruchtbaum, ob man gleich bis jetzt noch keinen Versuch damit gemacht hat, auf einigen Theilen der Insel, und besonders unter den inneren Hügeln, wo es feuchter als an anderen Stellen ist, gedeihen werde. Wenigstens findet man, daß er es in ähnlichen Lagen in Indien thut, wo er leicht fortkommt, ob man gleich bis jetzt noch seiner Kultur keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Neben den Palmen, die zur Zeit des Mangels das Brod ersetzen könnten, sollten auch noch solche Bäume eingeführt werden, deren Früchte in hohem Grade gesund und nahrhaft sind. Unter diesen ist unstreitig einer der schätzbarsten, der Jackbaum oder indische Brod=

baum *), auch Jakkabaum, der die größte Frucht trägt, die man kennt, und ein schönes dem Mahagony ähnliches Holz giebt. Dieser Baum würde wahrscheinlich unter den thonigen Hügeln im Inneren der Insel gedeihen: in Tanjor wächst er wenigstens in einem jenem ähnlichen, Boden, in welchem man viele vulkanische Producte findet. In dem Salzboden an dem Meere, kömmt er nicht fort, auf den Gipfeln der Hügel aber wächst er üppig, woher er auch, nach den Behauptungen der eingebornen Indier, ursprünglich in die Ebenen verpflanzt wurde. Ein sonderbarer, vielleicht nicht allgemein bekannter Umstand in Ansehung dieses Baumes ist, daß er seine Früchte zugleich aus den Zweigen, dem Stamme und auch aus dem Theile des Stammes treibt, der sich unter der Erde befindet, daher sie auch die Eingebornen ausgraben. Die ausgegrabene Frucht halten sie für die beste, und die Zeit ihrer Reife erkennen sie an dem Zerspringen und Ausreißen des Erdreichs, unter welchem sie liegt. Dieser Baum, der einer der schönsten und nützlichsten der Welt ist, ist den europäischen Botanikern noch nicht lange bekannt. Seine Blätter sind sehr dicht aneinander und schattig, und haben einige Aehnlichkeit mit den Blättern des Lorbeerbaums. Die Frucht ist von einer ganz außerordentlichen Größe, und enthält ein gesundes und süßes Fleisch,

*) Artocarpus integrifolia. — Der Brodbaum mit ungetheilten Blättern, im Unterschiede von Artocarpus incisa, mit getheilten Blättern. S. Forster vom Brodbaume. 1784. D. H.

in welchem kleine Kerne, Jakkanüsse genannt, liegen, die einen ausgesuchten Geschmack haben, und nahrhaft sind, daher sich auch die Eingebornen von einigen der Hügel in Indien, dieser Kerne, wie des Brodes, bedienen.

Der Mahwahbaum, *) der in den sandigen Wüsten von Bahar und Orissa wächst, die oft einfallende furchtbare Dürre jenes Klima's aushält, und den Eingebornen eine ruhige Subsistenz sichert, scheint sich für das nicht so dürre Klima von St. Helena sehr gut zu schicken, und sollte daher auch dort eingeführt werden.

Außer den genannten Bäumen, deren Anbau vorzüglich in Bezug auf die unmittelbaren Lebensbedürfnisse empfohlen worden, sollte man nun auch noch solche Bäume und Straucharten anpflanzen, welche der Oberfläche des Bodens Schutz gegen Sonnenstrahlen und Winde gewähren, und brauchbares Holz liefern könnten. Dadurch würde denn auch zugleich bewirkt werden, daß die Insel stärkern Thau, und häufigern und allgemeiner verbreiteten Regen bekäme, das Gedeihen der kleinern Pflanzen würde befördert werden, und man würde hinreichendes Holz für die Insel selbst, und die Bedürfnisse der hier anlegenden Schiffe erhal-

*) Ein Baum von einem noch nicht beschriebenen Geschlechte, aus der Klasse der Polyandria monogynia L. Man sehe Hamilton's Nachricht von demselben in den Asiatick Researches I. S. 14.) D. H.

ten. — Wie sehr dies überhaupt hier fehlen müsse, kann man schon aus der Instruction sehen, welche die Direktoren der ostindischen Compagnie den Befehlshabern ihrer Schiffe gaben, indem es ihnen darin besonders eingeschärft wird, einen hinlänglichen Vorrath von Holz aus Indien mit sich zu nehmen, um die Einwohner von St. Helena nicht in dieser Rücksicht in Verlegenheit zu setzen, weil sich wegen der großen Seltenheit dieses Artikels, der Gouverneur und der Rath genöthiget gesehen, die Ausfuhr desselben zu verbieten. — Sollte nicht ein Platz, dem die Compagnie so viele Sorgfalt widmet, verdienen, daß sie einen Theil ihrer Freigebigkeit dazu anwendete, ihn durch Holzanpflanzungen zu verbessern und zu verschönern? Dadurch würde diese Niederlassung in Ansehung ihrer selbst glücklicher und unabhängiger und auch der Welt wesentlicher nützlich werden. Dieser Verbesserungsplan könnte einem Theile nach ohne große Kosten schon dadurch ausgeführt werden, daß die Compagnie den Befehl ertheilte, daß ihre von Indien und England dahin kommenden Schiffe Saamen und Pflanzen, von den meisten nutzbaren Strauch- und Baumarten mit auf die Insel brächten, wo sie dann selbst einige Sachverständige anstellen müßte, um die Aufsicht über die entstehenden Pflanzungen zu führen.

Sollte dieser Plan je zur Ausführung kommen, so müßten Versuche mit einer großen Mannichfaltigkeit von Gewächsen gemacht werden, da es nach der Beschaffenheit der bisher gemachten Versuche nicht möglich ist zu

entscheiden, welche Arten von Pflanzen, ob die aus heißen oder aus kalten Klimaten sich besser für diesen Platz schicken, da einige über Erwartung gut gediehen, und wieder einige, von denen man glaubte, daß sie mit besserem Erfolge könnten gepflanzt worden seyn, die Erwartung betrogen haben. So sollte man zum Beispiele wohl glauben, daß da, wo man den Apfel so gut gedeihen sieht, auch die Birne und die Kirsche gedeihen müsse, und doch hat, nach dem Zeugnisse der Einwohner, das Gegentheil statt. — Keine indianische Pflanze scheint weniger für diese Lage geeignet, als das Bambusrohr, weil es Feuchtigkeit liebt, und am besten an den Ufern von Flüssen, und in fruchtbaren nassen Gründen, am Fuße von Hügeln, wächst; und doch kömmt das Bambusrohr außerordentlich gut auf St. Helena fort. Eben so würde nicht leicht Jemand glauben können, daß der Stachelginster, der Brombeerstrauch und die Föhre der nördlichen Länder, so stark und üppig auf dem Gipfel eines vulkanischen Felsens in der heißen Zone wachsen würden; und doch gedeihen diese Pflanzen hier so gut, wie in Großbrittannien. Auch von den zahlreichen nützlichen Producten warmer und kalter Breiten, mit denen man bisher noch keine Versuche gemacht hat, würden wahrscheinlich viele gut anschlagen. Warum aber nicht alle Bäume und Straucharten eines und desselben Landes, wenn sie verpflanzt werden, gleich gut gedeihen, das möchte wohl schwer zu erklären seyn; wahrscheinlich aber würde diese Eigenheit des Bodens und des Klimas, die vielleicht jetzt noch dadurch verstärkt wird, daß die Gründe so entblößt und

nackt sind, mit den Fortschritten der Verbesserung verschwinden, denn wenn die Oberfläche mehr Schutz bekäme, würde sie auch nothwendig feuchter und milder bleiben, und auch der schädliche Einfluß des scharfen Passatwindes würde dadurch geschwächt werden.

Die erwähnten verschiedenen Arten der Palmen sind als die Vegetabilien angeführt worden, die höchst wahrscheinlich am besten in den Thälern fortkommen würden. Auf den bloßen felsichten Höhen dagegen würden vielleicht die indischen Straucharten eben so gut gedeihen. Von diesen Straucharten würden die Mimosen die nützlichsten seyn. Außer dem Schutze, den sie der Oberfläche geben würden, würden sie den Einwohnern auch Brennholz liefern, und die Einfuhr von Kohlen in einem Klima unnöthig machen, wo man des Feuers bloß zur Zubereitung der Speisen bedarf. Die Kultur der Wald- und Zimmerholzbäume hingegen würde am besten an den Abhängen und auf den Gipfeln der im Inneren liegenden Hügel gelingen, und sollte dies wirklich der Fall seyn, so würden auch diese Anpflanzungen ohnfehlbar einen günstigen Einfluß auf das Klima haben, indem sie Wolken anziehen und Regen befördern würden.

Dieser Plan zur Verbesserung der Insel durch die eben angegebene modificirte Art des Anbaues der vorgeschlagenen Gewächse, scheint nicht nur der Natur des Bodens und der Lage der Thäler angemessen zu seyn, sondern er stimmt auch mit dem Gange überein, den die

Natur bei Bekleidung der Oberfläche eines der ältesten Länder der Erde, nämlich der Halbinsel von Indien genommen hat, indem die Ufer derselben mit Palmenhainen bedeckt sind, niedrige Straucharten die höheren felsigen Gründe einnehmen, und Wälder die inneren Berge umringen, so daß sogar die Einwohner dieses Landes die verschiedenen Theile desselben, noch bis auf den heutigen Tag, nach der jedem eigenthümlichen Gewächsart, von einander unterscheiden und die Palme, das Bambusrohr, der Thekbaum (Teak) und die Mimosen behaupten noch immer ihre alten, ihnen von der Natur selbst angewiesenen Plätze.

Auch die Anpflanzung des Thekbaums*), eines der schätzbarsten und höchsten unter allen indischen Bäumen, sollte hier versucht werden, und wenn man einen Schluß von den Gegenden, in welchen er gewöhnlich wächst, machen darf, so könnte man wohl voraus versprechen, daß er die Erwartung erfüllen werde. Einige der schönsten Thekbäume nämlich, die man in den Animali-Wäldern**) findet, wachsen mitten unter Felsenstücken empor, wo man gar keine andere Art von Erde sieht, als ein wenig rothe oder Thonerde, die der von St. Helena gleich ist. Könnte man nun auch noch neben

*) Tectona grandis, hohe Tectona. Willdenow.

**) Animali oder Anamale, auch die Elephantenberge genannt, ein Gebirge auf der westlichen indischen Halbinsel.

D. H.

dem so nützlichen Thekbaume den Puhn *), einen andern indischen Baum anpflanzen, so würde auch dieser ein schätzbarer Zuwachs seyn. Er wächst gerade und bis zu einer erstaunlichen Höhe, und wird hauptsächlich zu Masten für Schiffe benutzt. Haine von diesen Bäumen auf den Höhen angelegt, würden den Einfluß, den sie auf Regen und Thau haben würden, abgerechnet, für die Insel eine Quelle von innerem Reichthume werden, und zugleich auch den Flotten, die sonst nicht so leicht geneigt seyn möchten, hier anzulegen, Bequemlichkeiten gewähren, die sie wohl bewegen könnten hieher zu kommen.

Von noch vielen anderen Bäumen, deren Anbau wahrscheinlich einen glücklichen Erfolg haben würde, begnügt sich der Verfasser nur noch einen einzigen hier anzuführen. Es ist der Banianenbaum **) jenes edelste Produkt des Pflanzenreichs, das aus einem kleinen Samen, der zuweilen in die Spalte eines Felsen fällt, entstehend, aufschießt, und sich bis zu dem Umfange und der Pracht eines Lusthaines ausbreitet. Dieser Baum würde vielleicht unter den Felsen, an den Seiten der Hügel, gedeihen. In Indien faßt er in solchen Lagen oft Wurzel und wächst empor. Häufig schießt er aus den Mauern einer Pagode hervor, verbreitet sich um sie her, und schließt das ganze Gebäude mit seinen Wur-

*) Boonboom nach holländischer Sprache der Connarus asiaticus, nach Willdenow; zu Teutsch die asiatische Baumbohne oder der Bohnenbaum.

**) Ficus benjamina. D. H.

zeln und Fasern ein, so daß er an manchen Stellen die Mauern, die sonst zusammen fallen würden, zusammen hält und unterstützt. Man findet daher auch noch Ruinen jener Gebäude, die so von dem Banianenbaum umgeben sind, und von denen die unteren Theile von den Eingebornen hinweg genommen wurden, indeß die oberen noch unversehrt in den Fasern des Baumes hängen. Gewiß, kein Baum würde für St. Helena vortheilhafter seyn, als dieser; er würde die getrennten Basaltstükken zusammen halten und die Wohnungen gegen die Beschädigungen sichern, denen sie oft von den sich unerwartet losreißenden und herabrollenden Steinmassen ausgesetzt sind.

Daß aber der Banianenbaum unter diesen lockeren Felsen wachsen werde, scheint darum nicht unwahrscheinlich zu seyn, weil der Pipel*) der ihm gleichet, und in Indien in ähnlichen Lagen wächst, in dem Ruperts-thale, bei dem Gouvernementshause, fortgekommen ist. Zwar steht dort nur ein einziges Exemplar dieses Baumes, aber es ist gesund und wächst aus der Lava hervor. Niemand konnte mir sagen, wie er dahin gekommen sey. Wo aber der Pipel wächst, da kömmt wahrscheinlich der Banianenbaum auch fort. Der leztere Baum wächst oft aus den Spalten des Granits hervor, wo man keine Spur von Erde bemerkt. Sehr häufig sind auch sogar Baumstämme der Boden, in welchem er seine Wurzeln schlägt, besonders die Stämme des Palmyra.

*) Pipal, der Pagodenbaum. Ficus religiosa. D. H.

Auf der Küste Koromandel, zwischen Allamparva und Sadras, befindet sich eine sehr große Pflanzung von Fächerpalmen, von welcher jede mit einem Netze von den Wurzeln des Banianenbaums umschlungen ist, der aus Samen entsprungen ist, den Vögel in die Risse jener Stämme haben fallen lassen. Diese schon an sich interessanten Thatsachen führt der Verfasser hauptsächlich in der Absicht an, damit zu beweisen, daß der Banianenbaum sehr leicht wurzelt, und also auch wahrscheinlich mit gutem Erfolge auf St. Helena könnte angepflanzt werden.

Bekämen aber die Thäler und die felsigen Anhöhen Schutz durch die Anpflanzung von Bäumen, so würden dann auch künstliche Wiesen angelegt und eine Menge nützlicher Kräuter können angebdut werden, die bei dem jetzigen nackten Zustande der Insel die Dürre nicht aushalten können. Einen großen Vortheil gewähren die in Indien einheimischen Baum- und Straucharten, von denen viele auch hier fortkommen würden, dadurch, daß sie den Gräsern Schutz gewähren, und so auch in trocknen und heißen Zeiten dem Vieh eine hinlängliche Weide sichern, indeß die offenen, des Schutzes der Bäume beraubten Plänen, in sandige Wüsten verwandelt werden, und nicht einen Halm von Gras geben. Diese harten Straucharten scheinen die ersten Produkte zu seyn, mit welchen die Natur in heißen Klimaten, den felsigen und sandigen Boden überzieht, die, indem sie den unter ihrem Schatten wachsenden zarteren Kräutern Schutz gewähren, wahrscheinlich zugleich den Boden zur Auf-

nahme und Ernährung von Wäldern und Fruchtbäumen zu bereiten. Es würde gewiß vortheilhaft seyn, diesen Gang der Natur nachzuahmen, und die steinigtsten und ödesten Theile mit solchen indischen Straucharten anzupflanzen, weil sie hier die nämlichen wohlthätigen Wirkungen als dort haben würden.

Um aber diesen Verbesserungsanstalten einen vollständigen glücklichen Erfolg zu sichern, und den nachtheiligen Wirkungen einer lang anhaltenden Dürre für die jungen, noch unbeschützten Pflanzungen vorzubeugen, würde es nöthig seyn, sich künstliche Wasservorräthe zu verschaffen. Dies könnte durch Anlegen von Teichen und Wasserbehältern geschehen, die so angebracht werden könnten, daß daraus die meisten Theile der Insel leicht und schnell mit einem hinlänglichen Wasservorrathe könnten versehen werden. Viele dieser Cisternen könnten durch die Quellen der inneren Hügel angefüllt und mit immer neuem Zuflusse versorgt werden, und auch die von Zeit zu Zeit fallenden Regen würden ihren Vorrath vermehren. Es ist allerdings auffallend, in einer Lage, der es so sehr an Wasser fehlt, und wo eine künstliche Vertheilung desselben so wesentliche Vortheile gewähren würde, so viel vergeblich ins Meer laufen zu sehen. Der menschliche Fleiß kann oft der Natur nachhelfen. Dies würde auch in Ansehung dieser Insel, in dieser Rücksicht geschehen können, wenn man den auch nicht zu häufig fallenden Regen, auf die erwähnte Art auffangen und vertheilen würde; und dies scheint in der That auch der einzige Weg zu seyn, auf welchem man

zu dem Zwecke gelangen kann, die Kultur der Insel zu bewerkstelligen, ohne viel zu wagen, oder Gefahr zu laufen, die Unternehmung fehl schlagen zu sehen. Die Anlegung einer hinreichenden Anzahl von Teichen und Wasserbehältern würde nicht viel Kosten verursachen, und auf jeden Fall würden diese hier viel geringer seyn, als in so vielen anderen Ländern, wo die Eingebornen noch viel beträchtlichere aufwenden müssen um sich gegen Hungersnoth zu sichern.

Hätten sich andere Völker durch Kosten und Schwierigkeiten abhalten lassen, ähnliche nützliche Unternehmungen auszuführen, so würde nie ein Gesetzgeber der Hinduer es übernommen haben, den Reißbau in Karnatik einzuführen, und die Einwohner eines der trockensten und heißesten Klimaten gelehrt haben, zu ihrer Subsistenz ein zartes Korn zu bauen, das nicht außer dem Wasser wachsen kann. Durch Anlegung unermeßlicher und zahlreicher Teiche und Wasserbehälter, und durch die Einrichtung erstaunenswürdiger Werke, die den Lauf der Flüsse hemmen, und das Wasser derselben weit umher verbreiten, hat man Karnatiks Ebenen, auf welche zuweilen in sechs Monaten kein Regen fällt, und die nicht selten sehr lange von keinem Thau erfrischt werden, gezwungen, reiche Aerndten eines Korns zu geben, das bloß im Wasser gedeiht, und obgleich diese Ebenen selbst, bloß aus einem mit Gesträuch bedeckten Felsen- und Sandboden bestehen, so sind sie doch durch den anhaltenden Fleiß der Hinduer, Indiens Garten und Kornboden geworden. Es ist die Frage,

ob Europens Bewohner, bei all ihrer gerühmten Kultur und ihren stolzen Ansprüchen auf Superiorität, unter gleich ungünstigen und widerstrebenden Umständen, Muth und Geduld genug gehabt hätten, ein so bewundrungswürdiges Denkmal öffentlicher Wohlthätigkeit zu unternehmen und auszuführen.

Allein so großer Anstrengungen bedürfte es nicht einmal, um auf St. Helena die Verbesserungen zu bewirken, deren die Insel fähig ist. Die Anpflanzungen ihrer Hügel und Thäler mit Bäumen und Gesträuchen würde die Zubringung des Wassers nur eine Zeitlang nöthig haben; denn sobald sie zu größerer Stärke und Reife gelangt wären, würden sie wahrscheinlich so viel Thau und Regen herbeiziehen, als nothwendig wäre, sie grünend zu erhalten und ihr ferneres Wachsthum zu befördern.

Durch Verbesserungen der Art, würde dann auch wahrscheinlich eine kleine Veränderung in der Beschaffenheit des Klimas erfolgen; es würde nämlich feuchter werden, als es gegenwärtig ist. Denn um Thau und Regen zu befördern, giebt es kein andres Mittel, als die Bepflanzung der leeren felsigen Spitzen mit solchen Bäumen und Gesträuchen, deren Fortdauer man auf ihnen bewerkstelligen kann. Daß aber dergleichen Pflanzungen, wenn sie einmal zu einiger Stärke gekommen sind, die zu ihrer Erhaltung und ihrem ferneren Wachsthume erforderliche Feuchtigkeit an sich ziehen würden, das machen die Erscheinungen auf den Hügeln im Innern höchst wahr-

scheinlich, auf denen man Haine von grünenden Bäumen und Sträuchen findet und wo, wie schon erwähnt worden, oft leichte Regen fallen, indeß die an dem Ufer liegenden nackten Felsen, ihrer großen Höhe ungeachtet, nicht ein Tropfen berührt.

Allein, obgleich durch dieses Mittel die natürliche Trockenheit des Klimas einigermaaßen vermindert und der Aufenthalt auf derselben für die Bewohner bequemer und angenehmer gemacht werden könnte, so ist doch nicht zu erwarten, daß die auf der Oberfläche eines so kleinen Erdflecks gemachten Verbesserungen, eine wesentliche Veränderung der Jahreszeiten auf demselben hervorbringen würden. Große Landstrecken mögen wohl durch die Wirkungen der Kultur, durch die Lage ihrer Wälder und durch Austrocknung von Sümpfen, beträchtliche Veränderungen der Temperatur und des Klima's erfahren; aber eine kleine, von dem Einflusse jedes anderen Landes entfernte und in einem ungeheueren Ocean liegende Insel, deren Klima und Temperatur durch den unveränderlichen Lauf des Passatwindes bestimmt wird, kann keinen großen Einfluß auf die Jahreszeiten und den besonderen Zustand der in diesen Breiten vorherrschenden Atmosphäre haben. Ob daher gleich Holzanpflanzungen höchst wahrscheinlich Regenschauer häufiger machen würden, als sie gegenwärtig sind, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß diese Regen jemals hier so häufig und so regelmäßig periodisch werden sollten, als sie es in den meisten anderen tropischen Ländern sind, und St. Helena wird aller menschlichen Kunst und allem Fleiße zum Trotze, immer ein

trocknes Klima bleiben, wenn nicht irgend eine große Naturrevolution andere Länder in seiner Nähe von dem Grunde des Meeres emporhebt, oder durch Hemmung des Laufes des Passatwindes macht, daß periodische Monsuhns, veränderliche Winde oder abwechselnde Land- und Seewinde auf der Höhe des äthiopischen Meeres entstehen. Bis jetzt sind diese gewöhnlichen Regenquellen warmer Länder für St. Helena durch seine eigene Lage verschlossen; da schon diese, die, allgemeine und zufällige Regen in tropischen Ländern hervorbringenden Hauptursachen, durchaus unwirksam macht und auch die Quellen der besonderen Regen der Insel nur schwach und ungewiß sind, so würde wahrscheinlich die einzige Veränderung, die eine mit Bäumen bepflanzte und angebaute Oberfläche in dieser Rücksicht hervorbringen würde, die seyn: daß durch sie mehr Regen und Feuchtigkeit würde angezogen und länger erhalten werden, als von einem nackten Felsen, dessen Temperatur fast immer heißer ist, als die des ihn umgebenden Meeres.

Sollte vielleicht Jemand sagen, daß durch die vorgeschlagenen Verbesserungen leicht die gesunde Luft der Insel könnte verdorben werden, so ist dies wegen der besonderen Beschaffenheit des dortigen Klima's und wegen der Richtung der Winde nicht zu fürchten. Es ist zwar wahr, daß die ungesundesten unter den tropischen Inseln und besonders unter denen der asiatischen Meere gerade die sind, wo es die häufigsten Produkte des Pflanzenreichs giebt; allein die Bösartigkeit ihres Klimas entsteht keineswegs aus ihrem Pflanzenreichthume, sondern

ist vielmehr die Folge der so oft dort herrschenden anhaltenden und erstickenden Hitze, tiefer Windstillen und übermäßiger Regen, denen sie unterworfen sind. Von alle dem und den daraus entspringenden schädlichen Wirkungen ist St. Helena gänzlich befreit. Es verdankt sein gesundes Klima nicht seiner nackten Oberfläche, sondern dem unveränderlichen Einflusse des Passatwindes, der seine Hügel und Thäler noch immer reinigen und erfrischen würde, wenn auch seine ganze Oberfläche mit Holz bedeckt wäre und jene dunklen und rauhen vulkanischen Klippen, mit ihren tiefen Schluchten und überhängenden Felsenstücken bis an den Rand des Meeres mit der üppigsten Vegetation und dem lieblichsten Grün verziert würden, denn so lange dieser sich gleichbleibende nnd gesunde Wind die Insel durchwehen wird, würden nicht leicht schädliche Ausdünstungen von der größeren Feuchtigkeit einer waldigen Oberfläche entstehen.

Wohl aber würde die Anpflanzung von Holzarten die Ansicht der Insel gar sehr verschönern. Die Abwechslung und Wildheit der Oberfläche, die aus der sonderbaren Bildung der Felsen und Hügel entsteht, gränzt an das Abentheuerliche und dieses rohe und von der Natur angelegte Scenenspiel bedarf bloß des Schattens von Bäumen und der Verschönerung durch Gehölz, um das Ganze zu einem der angenehmsten und romantischesten Plätze der Erde zu machen. Anstatt das Auge mit einem so furchtbaren und traurigen Anblicke unter einem so gütigen und kräftigen Himmel zu beleidigen, würde dann die Insel in dieser tiefen Einsamkeit des Oceans, die angenehmste und

erquickendste Erscheinung für alle seyn, die sich ihr nähern würden.

Fünftes Kapitel.

Von den Bewohnern und ihrer Lage. — Andere, die innere Verfassung der Insel betreffende Bemerkungen.

Gern denkt man sich die Lage einer kleinen Kolonie, die zwischen den Thälern einer felsigen Insel eingeschlossen und durch einen unermeßlichen Ocean von den Unruhen und den Leiden der übrigen Welt getrennt ist, als den Wohnsitz der Glückseligkeit — und diesen möchten vielleicht die, welche die Zufriedenheit in der Einsamkeit suchen, in den Thälern von St. Helena zu finden vermeinen. Im Genusse von Ruhe und Sicherheit, sollte man glauben, daß ihre Bewohner keine andere Sorge, als die für ihre Familien und ihre Gärten kennen müßten, indem sie von vielen jener Quellen von Streit und Hader nichts wissen, die größere Gesellschaften beunruhigen und ängstigen und unter dem lieblichen Klima ihres Wohnsitzes mit einigen der besten Güter beglückt worden sind, welche diese Welt zu geben vermag: — mit langem Leben; Befreiung von Krankheit; gesunden Kindern und schönen Weibern. Allein man muß, so unangenehm es auch seyn möge, doch gestehen, daß die Glückseligkeit und Zufriedenheit, die sich Manche als unzertrennlich

von der Abgeschiedenheit von der großen und geschäftvollen Welt denken, bloß täuschende Traumbilder sind, die sich Philosophen und Dichter in der angenehmen Hoffnung gemacht haben, dort etwas zu finden, was bisher noch nicht auf der Erde ist gefunden worden. Nur wenige von St. Helena's Bewohnern scheinen mit ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden, nur wenige dürften nicht von dem sehnlichen Verlangen erfüllt werden, sie mit einer anderen vertauschen zu können. Der Wunsch: nach Hause zu gehen, welcher das Verlangen nach England zu kommen, ausdrückt, wird so wohl von den eingebornen Bewohnern, als auch von den neuen Pflanzern mit sichtbarem Vergnügen und sehr häufig ausgesprochen. Sie scheinen ihre Lage als einen Zustand der Verweisung zu betrachten, aus welchem befreit zu werden, nur sehr wenige von ihnen die Hoffnung haben, denn diejenigen, die sich in dem Dienste der ostindischen Compagnie befinden, haben nur sehr mäßige Gehalte und die übrigen, sehr wenig Gelegenheit Reichthümer zu erwerben. Daß diejenigen Einwohner, die durch ihren hiesigen Aufenthalt und ihre dortigen Geschäfte von ihren Verwandten und Freunden getrennt wurden, wünschen wieder zu diesen zurückzukehren, dies ist sehr natürlich; aber desto unerklärlicher scheint es bei den Eingebornen, die nie die Insel verlassen haben, daß sie so ein starkes Verlangen: nach Hause zu gehen, zu erkennen geben.

Es würde angenehm seyn von einer kleinen, zu einer so traurigen Einsamkeit verurtheilten Gesellschaft,

die so wenig Gelegenheit hat, mit der übrigen Menschheit in Verkehr zu kommen, die Ueberzeugung zu haben, daß die Glieder derselben ihre Tage angenehm zusammen verlebten, und daß Neid und Zwietracht nie den Weg zu diesen abgeschiedenen Thälern gefunden haben, die man sich gern als den Aufenthalt liebenswürdiger Einfalt und Unschuld denken möchte. Aber, wie sehr ist es zu bedauern, daß der Friede und das gesellige Verkehr auch dieser Niederlassung, sey es nun durch Familien-Eifersucht, die so leicht in einer solchen beschränkten Lage entstehen kann, oder durch jene kleinen Erzählungen aus der skandalösen Chronik und das Zuflüstern der Verläumdung, das man so oft in kleinen Gesellschaften hört, oder durch irgend eine andere Ursache, zuweilen ist gestört worden! Ein scharfsinniger und gut unterrichteter Reisender, der auch diese Insel besuchte, macht in dieser Rücksicht folgende Bemerkungen: „So lange Schiffe auf „der Rhede liegen und die Einwohner beschäftigt sind, „ihre Bedürfnisse zu befriedigen, oder ihre Gäste zu unterhalten, oder Nachrichten über die Begebenheiten im „Auslande von den Fremden einzuziehen, ruhen auch „die unter ihnen herrschenden Zwistigkeiten. Allein, „wenn die Schiffszeit vorüber ist und sie keine Geschäfte „mehr haben, und auch die Gegenstände, die ihnen die „Vorfälle im Auslande darbieten, durchgesprochen sind, „so leben zuweilen die inneren Zwistigkeiten wieder auf, „so daß die Regierung sich genöthigt sieht, um ihre Gemüther von ihren Privatstreitigkeiten abzulenken, sie mit „militärischen Uebungen, oder auch mit häuslichen Ver-

„gnügungen und theatralischen Unterhaltungen zu be=
„schäftigen.

Für diejenigen, die von dem fröhlichen und ange=
nehmen Schauplatze Ostindiens, wo das gesellige Le=
ben durch die größte Leichtigkeit und Freiheit des Ver=
kehrs und durch die unbegränzteste Gastfreiheit belebt
wird, hieher kommen, scheint die Art, wie die Bewoh=
ner von St. Helena ihre Zeit zubringen, abgeschmackt
und langweilig zu seyn. Da sie von so wenig Gegen=
ständen umgeben sind, die ihre Aufmerksamkeit beschäf=
tigen und zerstreuen könnten, so scheint es dem Frem=
den sonderbar, daß sie nicht mehr und allgemeiner Unter=
haltung im gesellschaftlichen Leben suchen, denn die Schiff=
zeit ausgenommen, da sie ihren ländlichen Aufenthalt
verlassen und in James Town leben, bringen sie den
übrigen Theil des Jahres, von einander getrennt, in ih=
ren Gartenhäusern zu, die durch Felsenstücke, Abgründe
und Schluchten von einander geschieden werden, und also
schon an sich ein leichtes und öfteres Zusammenkommen
unmöglich machen. Allein dieses ruhige und abgeson=
derte Leben haben sie wahrscheinlich gewählt, weil es ih=
ren Umständen und der Sorgfalt für ihre Familien am
meisten zusagt und da es noch überdies ihre Gesund=
heit erhält und zur Erreichung eines hohen Alters bei=
trägt, so haben sie um so weniger Ursache die gastfreund=
liche Geselligkeit ihrer indischen Brüder zu beneiden,
die, wenn sie auch die Freuden der gegenwärtigen Stunde
sichert, nicht eben die Gesundheit und ein langes Leben be=
günstigt.

Es ist zur Gewohnheit geworden, daß die Passagiere der nach England zurückkehrenden Ostindienfahrer, so lange sie sich hier aufhalten, ihre Wohnung in den Häusern der Einwohner nehmen und von ihnen, den Gouverneur, Vicegouverneur und einige andere, welche Fremde mit uneigennütziger Gastfreiheit bei sich empfangen, ausgenommen, mit Kost und Quartier gegen Bezahlung versorgt werden. Gewöhnlich beklagt man sich darüber, daß diese außerordentlich hoch sey, allein man sollte sich erinnern, daß man die meisten Artikel für die Küche hier nur mit Schwierigkeit erhalten kann, daß die Bewohner nur sehr wenig Gelegenheit haben, ihren kleinen Ueberfluß abzusetzen, oder ihn wieder zu ersetzen und daß diejenigen, die daran Theil nehmen, gewöhnlich sehr gut im Stande sind, für ihre Bewirthung auch gut zu bezahlen. Es scheint daher sehr billig zu seyn, daß reiche Fremde, die mit dem Besten, was hier zu bekommen ist, und noch dazu wahrlich mit vieler Güte und Aufmerksamkeit bewirthet wurden, wieder zur Erleichterung des Lebens ihrer Wirthe und zur Wohlfahrt der Niederlassung das Ihrige beitragen.

In einer Lage, durch welche die Einwohner für den größten Theil ihrer Lebenszeit von aller Gemeinschaft mit der übrigen Welt abgeschnitten und darauf beschränkt sind, die nackte Oberfläche des Meeres zu überschauen, muß ihnen ja wohl jede Veränderung angenehm seyn und man kann sich wohl vorstellen, wie interessant ihnen jede Erscheinung eines Schiffes seyn müsse. Die Ankunft der nach England zurückkehrenden Ostindienfahrer,

ist die wichtigste Begebenheit des ganzen Jahres für sie und sie belebt die ganze Niederlassung mit Munterkeit und Freude. Dann verlassen sie ihre Gärten, strömen nach James Town, öffnen ihre Häuser zur Aufnahme und Bewirthung der Schiffspassagiere und unterhalten sie mit Schauspielen, Tänzen und Konzerten. Diese munteren Gesellschaften werden noch mehr belebt durch die Gegenwart vieler angenehmer und schöner einheimischer junger Frauenzimmer, die bei der allgemeinen Festlichkeit ein besonderes Interesse sich zu zeigen, zu fühlen scheinen und zwar wahrscheinlich nicht ohne die angenehm ängstliche Erwartung, von einem Schauplatze hinweggenommen zu werden, wo sie die beständige Beschauung von einerlei Gegenständen ermüdet. Und wirklich haben sie oft in den Herzen ihrer Gäste, stärkere Empfindungen, als die der bloßen Sympathie erregt und schon oft sind Damen von St. Helena der Schmuck des häuslichen Lebens und die Zierde der feinsten Zirkel in England und Indien geworden. Zu solchen glücklichen und angenehmen Ereignissen mag denn freilich wohl der Umstand etwas beigetragen haben, daß viele jener Fremdlinge, die mit einer durch die indische Atmosphäre zerrütteten Gesundheit hieher kamen, eine plötzliche Erneurung ihrer Lebenskraft und ihres Muthes empfanden; denn in Gemüther, die so von den Wirkungen wiederkehrender Gesundheit erheitert werden, findet auch leicht die Liebe Eingang.

Aber wo diese auch nicht mit im Spiele ist, da ist doch schon das Gefühl erneuerter Gesundheit hinreichend,

das Vergnügen des kurzen Aufenthaltes zu erhöhen, und da die Einwohner artig und zuvorkommend sind, und den Fremden alles Sehenswürdige der Insel gerne zeigen, so kann man sich leicht vorstellen, daß diese ihre Zeit hier sehr angenehm zubringen werden, denn der Mensch mag so viel lieber angenehm unterhalten, als belehrt werden, daß er gern den Mangel an Unterricht und Einsicht über den Eigenschaften eines guten Humors und eines zuvorkommenden Betragens vergißt. Die Unterhaltung der Eingebornen, ist die Unterhaltung schlichter, anspruchloser Menschen, und dreht sich hauptsächlich um ihre eigenen Angelegenheiten. Ein abgeschiedenes Leben auf einem Raume zugebracht, wo man nichts sieht, als den Himmel und den Ocean, ist nicht sehr geschickt, die Menschen zu Philosophen, oder Weltbürgern zu machen. Wo der Geist mit seinen Ansichten bloß auf die Scenen und die Beschäftigungen einer kleinen Insel beschränkt ist, da werden auch die Begriffe desselben immer die beschränkten Umstände verrathen, die sie erzeugen. Die Bemerkung einer Dame von St. Helena: „Daß die Ankunft der Ostindienfahrer in „England London wahrscheinlich sehr lebendig machen „werde,“ war, ob sie gleich in England selbst ein Lächeln erregen mag, doch in der Lage, in welcher sie gemacht wurde, sehr natürlich, da die Ankunft der Ostindienfahrer auf St. Helena eine festliche Zeit und eine Begebenheit ist, die alle, und besonders die Weiber, die voller Erwartung sind, interessirt.

Als der Verfasser eines Tages mit einem Herrn,

der nie von der Insel gekommen war, spazieren gieng, und beide an einem Platze stehen blieben, wo auf einer kleinen Stelle die Vegetation sehr üppig war, rief dieser mit aufgehobenen Händen und großem Feuer aus: „Wäre St. Helena überall so fruchtbar als an die„ser Stelle, so würde es das herrlichste und reichste „Land der Welt seyn!" Der Verfasser sprach darauf über die großen und fruchtbaren Regionen von Asien und Europa, die sich gleich dem Weltmeere bis zu unermeßlichen Entfernungen erstreckten, und mit denen verglichen, St. Helena sehr klein sey; aber es gelang ihm nicht, seinen Gesellschafter eines andern zu überzeugen, oder es ihm begreiflich zu machen, daß es irgendwo ein Land geben könne, das schöner wäre, als das seinige, wenn dies gehörig angebaut wäre. So wahr ist es, daß unsere Vorstellungen von dem Raume abhängen, auf dem wir unsere Erfahrungen erlangen. Und doch versichern uns einige Metaphysiker, daß man diese Vorstellungen sich auch in einem Kerker verschaffen könne, und so ein Mann mag freilich wohl im Stande seyn, sich in einem Kerker oder sonst irgendwo, für eine Zeitlang in den Glauben von der Nichtexistenz der Materie hinein zu philosophiren; allein die klaren und überzeugenden Begriffe von den Dingen, die unser Urtheil und unsere Handlungen ordnen, sind die Früchte der Erfahrung. Der erwähnte Herr, der mehr als sechzig Jahre auf einer Insel gelebt hatte, die nur zwanzig engl. Meilen im Umfange hat, und auf der nur einige unbedeutende Stellen sind, die man fruchtbar nennen kann, konnte sich keine klare Vorstellung davon machen, daß es

irgendwo in der Welt etwas reicheres und schöneres geben könne, als St. Helena seyn würde, „wenn es — um mich seiner eigenen Ausdrücke zu bedienen — „überall bis zu dem Rande des Wassers grün wäre.“ Mag man immer über diese Einfalt lächeln; haben selbst die aus dem gemeinen Leben genommenen Bilder und Beschreibungen Homer's und Virgil's einen eigenthümlichen Anstrich von den Ländern bekommen, in denen sie lebten, und von den Zeitumständen, unter welchen sie schrieben: so kann es uns nicht als etwas außerordentliches vorkommen, daß die Eingebornen eines entfernten, isolirten Felsens, ihre Ideen nach dem Muster ihrer eigenen kleinen Welt geformt haben.

So beschränkt indessen auch immer ihre Begriffe in Bezug auf andere Länder seyn mögen, so vollkommen gut sind sie über ihre eigenen Angelegenheiten unterrichtet, und derjenige, der bei ihnen, wenn er Geschäfte mit ihnen abzumachen hat, die Einfalt von Schäfern oder Wilden zu finden vermeinte, würde seine Erwartung getäuscht sehen. Sie sind zur Anbringung der wenigen Artikel, die ihnen ihre Armuth zu verkaufen, oder zu vertauschen gestattet, geschickt genug, und einige von ihnen, machen sogar ziemlich weit aussehende Speculationen. So erzählte mir einer, zum Beispiele, mit sichtbarer Freude und Selbstzufriedenheit, wie gescheut er sich benehmen wollte, wenn er einmal eine große Stange, oder eine große Rah, oder ein anderes, zu einem Schiffe nothwendig gehörendes Stück, das er künftig gut verhandeln könnte, zu kaufen oder zum Ge-

schenk bekäme, wie er es mit vorsichtiger Kargheit in seinem Vorrathshause aufheben wolle, bis etwa ein unglückliches Schiff, das von den Stürmen der südlichen Breiten gelitten hätte, an der Insel anlegte und genöthiget wäre, sich mit jenen Artikeln zu versehen, da er denn leicht den Preis derselben selbst würde machen können. Die Innhaber eines Monopol's, die große Geschäfte machen, mögen vielleicht bei dieser kleinlichen Vorstellungsart lächeln, indessen bleibt doch der Grundsatz immer der nämliche, er mag nun nach einem grössern oder einem kleinern Maaßstabe in Ausübung gebracht werden, und sein unglücklicher Gegenstand mag nun ein Schiffer, der einer Bramstange bedarf, oder eine Gemeinde seyn, die kein Brod hat.

Nur dem Vorurtheile, oder der Leichtgläubigkeit kann die Bemerkung auffallend seyn, daß die Eingebornen von St. Helena wie alle andere Menschen sind, und zu Zeiten von den nämlichen eigennützigen Leidenschaften regiert werden. Ein Mährchen von unglaublichen Sitten, würde, so angenehm es auch immer den Unwissenden und Leichtgläubigen unterhalten möchte, doch keinen Glauben finden, und der Verfasser hat auch gar nicht die Absicht, ein fabelhaftes Geschlecht von Wesen, die eben so sehr von den übrigen Menschen verschieden wären, als die sonderbare Gestalt der Felsen, unter denen sie leben, von der Gestalt anderer Länder abweicht, hier zu schildern. Er hält vielmehr auch hier die Wahrheit für nützlich, denn es kann den Neid niederhalten, und die Partheilichkeit für die eingebildeten

Tugenden, der von der übrigen Welt Entfernten schwächen, wenn man erfährt, daß auch diejenigen, die durch ihre Lage am meisten gegen die Macht der bösen Beispiele gesichert scheinen, doch von den Fehlern und Schwächen anderer Sterblichen nicht frei sind.

Für einen Fremden ist es schwer, die wahre Zahl der Einwohner genau zu bestimmen. Vor einigen Jahren wurde behauptet, daß sich die Volksmenge auf mehr als zwei tausend Seelen erstrecke, unter welchen fünfhundert Soldaten, und sechshundert Schwarze befindlich wären. — Es giebt auf der Insel gegen siebenzig Gartenhäuser, in welchen sich die Einwohner gewöhnlich vom October bis zum April oder Mai, welches ihre Sommerzeit ist, aufhalten, und so lange ist auch das Jacobsthal (Jame's Valley) verlassen. Man sagt, daß es dann zuweilen heiß und unangenehm daselbst sey. James Town (Jacobsstadt) liegt in diesem Thale der nördlichen Bay gegenüber, wo die Schiffe vor Anker gehen, und besteht aus einer einzigen Straße, die nett genug, aber unregelmäßig gebauet ist. Sie hat ein gutes Pflaster von kleinen Steinen, die von dem Meere geglättet und gerundet worden. Obgleich das Jacobsthal eines der weitesten ist, so ist es doch noch immer so enge, daß die Häuserreihen an jeder Seite der Straße, die mit den Hügeln parallel laufen, so nahe an den letzteren stehen, daß die vom Regen losgerissenen und herabrollenden Felsenstücken, schon durch die Dächer derselben gedrungen, und zuweilen die Bewohner getödtet haben.

Die Gartenhäuser liegen in verschiedenen Theilen der Insel, und besonders an der Südseite, nach der Sandbai zu, wo man die wildesten Gruppirungen antrifft, die man sich vorstellen kann. Die Lage dieser Gartenhäuser ist sehr sonderbar und überraschend, da sie hie und da an sanften Abhängen oder auf kleinen, an verschiedenen Höhen der Hügel hervorspringenden Terrassen erbauet, und mit kleinen Gruppen von Bäumen und Gesträuchen umgeben sind. Von dem Dianen-Pick aus, kann man sie auf allen Seiten übersehen, wie sie, gleich Käfigen, in Winkeln kleben, und in so verschiedenen Höhen hängen, daß die Entfernung von dem höchsten bis zu dem untersten, nach der Höhe gerechnet, nicht geringer, als zwei tausend Fuß seyn kann. Die Wirkung der kleinen Gruppen von Bäumen und Immergrün, womit sie verziert sind, wird durch den rauhen und öden Anblick der, zwischen ihnen liegenden Hügel und Felsen, noch mehr erhöht. Diese Häuser sind aber bloß für den Aufenthalt nüchterner Besitzer berechnet, und es ist ein Glück für die Einwohner, daß sie dem Trinken und lustigen Gesellschaften so wenig ergeben sind, weil diese für sie leicht durch ein Lokal gefährlich werden könnten, wo die Wohnungen mit so furchtbaren Abgründen und Schluchten umgeben sind.

Dagegen genießen sie in diesen romantischen und gesunden Zufluchtsörtern, was besser und wünschenswürdiger, als alle Freuden der Gesellschaft ist: die Vergnügungen des häuslichen Lebens, und die Glückseligkeit zahlreiche und hoffnungsvolle Familien zu erziehen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß in diesem Klima die Weiber fruchtbar, ihre Niederkunften leicht und ihre Kinder gesund sind. — Es verdient aber hiebei als ein besonderer Umstand angeführt zu werden, daß auf dieser Insel, wie auf dem Cap der guten Hoffnung, mehr Mädchen als Knaben geboren werden sollen, welches, wenn sich der Verfasser nicht sehr irrt, auch in Ostindien der Fall ist. Von Großbrittannien weiß man, daß dort mehr Knaben als Mädchen geboren werden, und dies geschieht wahrscheinlich in allen nördlichen Ländern. Sollte dies Factum wirklich wahr seyn, — woran man doch noch Ursache hat zu zweifeln, — daß innerhalb der Wendekreise mehr Mädchen, und gegen die Pole zu, mehr Knaben geboren würden, so wäre es wohl der Aufmerksamkeit der Philosophen werth, weil die Aufklärung desselben uns leicht mehr Aufschlüsse über die Ordnung und die Plane der Natur geben könnte, die sie befolgt, indem wir vielleicht den Grund entdecken würden, warum sie, obgleich durch Mittel, die uns gänzlich unbekannt nnd ein Geheimniß sind, ein so verschiedenes Verhältniß der männlichen und weiblichen Geburten zu einander, unter verschiedenen und entgegengesetzten Klimaten, in der Absicht, das Menschengeschlecht fortdauern zu machen, bewirkt hat?

Die inneren Hülfsquellen der Insel, in so fern sie die Mittel ihrer Subsistenz und ihres Wohlseyns betreffen, sind nur gering und beschränkt. Indessen versehen doch die kleinen Meierhöfe und Gärten der Einwohner, dieselben mit einigen vortrefflichen Früchten, Kuchen-

kräutern und mehligen Wurzeln, die, in guten Jahren, nicht nur für ihren eigenen Bedarf hinreichen, sondern auch der Mannschaft, der auf der dortigen Rehde ankernden Schiffe, eine erwünschte Erfrischung gewähren. Indessen giebt es kein Getraide zu Brod daselbst, und die Ländereien scheinen überhaupt dem Anbau mehlgebender Körner nicht günstig. Man hat zwar ein wenig Gerste gesäet und sie gedeihet auch gut, aber sie ist von Ratten verwüstet worden, die hier in unglaublicher Menge, wie die Schmetterlinge umherschwärmen, und diese und das Insekt, das die Pfirsichbäume angeht, sind die ärgsten Feinde, mit denen die Einwohner bei ihrem Garten- und Ackerbau zu kämpfen haben. Die Ratten sollen in englischen Schiffen, und das Pfirsichinsekt und die Schmetterlinge mit einigen ausländischen Gewächsen hieher gebracht worden seyn. Mögen sie aber auch hierher gekommen seyn wie sie wollen, so ist so viel gewiß, daß sie sich zum großen Verdrusse der Einwohner, und zum höchsten Nachtheil und Hemmung des Feldbaues, bis zum Erstaunen vermehrt haben.

Es ist sonderbar, daß einige Thiere, wenn sie in ein für sie neues Klima versetzt werden, sich viel stärker als in dem Lande, woher sie gebracht werden, verbreiten und vermehren. Ein höchst merkwürdiges Beispiel dieser Art hat man kürzlich in Indien, auf der Küste Koromandel erlebt, wohin eine Art der Kochenille, Sylvester. genannt, von Brasilien gebracht wurde. Man betrachtete dieses Insekt als eine große Bereicherung, und verwendete anfänglich viele Sorgfalt auf seine Erhaltung

Es suchte sich von nichts anderem zu nähren, als von der gewöhnlichen einheimischen Opuntia, deren man sich in dem ganzen Lande gewöhnlich zu Hecken bedient. In kurzer Zeit aber zerstörte das Insekt alle Opuntien in Karnatik, und die Niederlage, die dieses gefräßige Thier unter ihnen anrichtete, war so vollständig, daß die noch übrigen Stumpfe der Hecken aussahen, als wären sie vom Feuer verzehrt worden. Aber dabei blieb es nicht einmal; denn als unsere Armee im Jahre 1799 in Mysore war, erzählten es ihnen die Einwohner als etwas Außerordentliches und Unerklärliches, daß auch ihre Opuntien zu der nämlichen Zeit, gänzlich aufgezehrt worden wären. So zerstört ein kleines, von Brasilien in der löblichen Absicht eine Kochenillmanufactur zu errichten, eingebrachtes Insekt, in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren, fast alle Opuntien auf der Halbinsel von Indien.

Die Yamswurzeln und Pataten sind auf St. Helena vortrefflich und ihre Aerndten hinreichend für den Gebrauch der Einwohner und auch für das Bedürfniß der hier anlegenden Schiffe. Wenn die Proviantschiffe nicht zur rechten Zeit ankommen, und das Getraide selten wird, so bedient man sich der Yamswurzeln und der Pataten statt des Brodes. Es giebt auch Pisangfrüchte und Bananas *), allein diese scheinen nicht so gut zu gedeihen. — Man hat auch etwas guten Kaffee gebaut

*) Die Früchte von der Musa paradisiaca und Musa sapientum. D. H.

und das Klima scheint der Kultur dieser schätzbaren Pflanze sehr günstig zu seyn. — Die hier wachsenden Aepfel sind vortrefflich und ziemlich häufig, und die Pfirschen, von den wenigen Bäumen, die der Wuth des Insektes entgiengen, von dem ausgesuchtesten Geschmacke. Auf den inneren Höhen werden keine Früchte reif, welches eine Folge der Kälte des Passatwindes ist. Es giebt jedoch viele Lagen, welche Schutz haben und dieser natürliche Schutz könnte leicht noch durch Holzanpflanzungen verstärkt werden. Man findet auch sehr gute Kohlarten und die meisten anderen europäischen Gartengewächse, aber nur in geringer Menge; dagegen giebt es einen grossen Ueberfluß von Portulak, wildem Sellerie und Wasserkresse, die kranken und mit dem Scorbut behafteten Schiffsmannschaften unmittelbare Erleichterung gewähren können.

Der beste und häufigste Artikel unter den Lebensmitteln, ist das Rindfleisch, das sehr fett, saftig und wohlschmeckend ist. Allein diese ihre schätzbarste und wesentlichste Hülfsquelle, fehlt ihnen doch auch zuweilen, wegen der außerordentlichen Dürre des Klima's und vor wenig Jahren kamen mehr als zweitausend Stück Hornvieh aus Futter- und Wassermangel um. — Die Ziegen sind sehr häufig und man hat auch gutes Bock- und Schöpsenfleisch, gutes Geflügel und etwas Wildpret. Repphüner, Phasanen, Tauben und andere Vogelarten, sind ebenfalls eingeführt worden. Der Reißvogel Ostindiens (Loxia oryzivora,) lebt und vermehrt sich hier, ob man gleich glauben sollte, daß eine verbrannte und felsige

Oberfläche sich nicht für einen Vogel eigne, der in seinem wilden und natürlichen Zustande in Indien, auf überschwemmten Reißfeldern lebt. Einige kleinere Vogelarten hat man auch eingeführt und das Klima würde dieser Klasse von Geschöpfen sehr angemessen seyn, wenn sie nur Futter genug daselbst fänden. Die Repphüner sind ziemlich häufig und man sieht mehrere Völker von ihnen zwischen den bloßen felsigen Hügeln, wo man nichts erblickt, wovon sie sich nähren könnten. Hier trifft man auch einige schöne Ringelphasanen und Kaninchen an, die, wie auch guineische Hennen, sämmtlich von dem Gouverneur sind auf die Insel gebracht worden. Es giebt auch auf derselben eine kleine blaue Taube und ein Repphuhn mit rothen Füßen, die man, wie Forster glaubt, (aus welchem Grunde, weiß der Verfasser nicht,) schon auf der Insel als sie entdeckt wurde, gefunden hat. Diese Meinung widerspricht jedoch den Nachrichten, welche der Verfasser bekommen hat. Endlich giebt es hier noch eine kleine, aber dauerhafte Pferderasse, die ursprünglich von dem Cap hieher gebracht worden ist. Sie sind sehr nützlich, und schicken sich sehr gut für die Wege, die steil, enge und gefährlich sind. Diese Wege sind schräglaufend in die Hügel gehauen und an der offenen Seite mit einer Steinmauer versehen, ohne die sie sehr gefährlich seyn würden. An einigen Stellen dieser Wege geht man unter lockeren überhängenden Felsenmassen hinweg, die einen schauderhaften und drohenden Anblick gewähren.

Es leidet keinen Zweifel, daß die Zahl der Thiere auf der Insel beträchtlich könnte vermehrt und auch noch

einige nützliche Arten derselben könnten eingeführt werden. Die dieser Einführung entgegenstehende Hauptschwierigkeit, würde die seyn, daß man nicht Futter genug in allen Jahreszeiten für sie würde herbeischaffen können. Vielleicht wird aber das Land durch die Bearbeitung und bessere Anpflanzung desselben auch feuchter, oder es erfährt eine natürliche Veränderung, die, wenn man einigen mündlichen Ueberlieferungen glauben darf, wirklich zum Theil schon erfolgt ist. Dem Zeugnisse einiger Reisenden zu folgen, die diese Insel vor vielen Jahren besucht haben, hatten die damaligen Bewohner derselben, die auf der Insel geboren waren und schon ein ziemlich hohes Alter erreicht hatten, weder jemals donnern hören, noch blitzen sehen. Diese Phänomene kommen doch aber jetzt alle zehn, zwölf bis vierzehn Jahre einmal vor.

Daß aber Veränderungen der Art in der Atmosphäre wirklich erfolgen können, das beweisen mehrere Beispiele. So hat, zum Beispiel, das Nordlicht, das man in vorigen Zeiten in England jeden Herbst sah, das aber später mehrere Jahre lang sich nicht mehr sehen ließ, neuerlich angefangen wieder zu erscheinen, obgleich in einem sehr schwachen Grade. Eben so weiß man aus den Versicherungen einiger der ältesten Bewohner von Nordschottland, denen dieses Factum durch Tradition von ihren Vätern und Großvätern her, welche Augenzeugen davon waren, bekannt war, daß dieses Meteor sich in ihrer Hemisphäre nicht eher hat sehen lassen, als gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, woraus man

schließen kann, daß es damals erst nach einer so langen Zeit müsse wieder erschienen seyn, daß sogar das Andenken an sein ehemaliges Daseyn verloren gegangen gewesen. Es ist also das plötzliche Hervorbrechen des Blitzes, der seiner Natur nach wahrscheinlich sehr viel ähnliches mit dem Nordlichte hat, von einer Atmosphäre, in der er sich so lange nicht gezeigt hat, daß man sich seiner Erscheinung entweder gar nicht mehr, oder doch nur sehr dunkel erinnert, gar keine an sich unglaubliche oder mit dem Laufe der Natur unvereinbare Sache, die gar keine Analogie für sich hätte. Forster, der, als er vor mehreren Jahren St. Helena besuchte, hier Nachrichten erhielt, die mit dem was bisher über diesen Gegenstand gesagt worden, übereinstimmen, hat versucht, eine Ursache von der Nichterscheinung des Blitzes und des Donners auf der Insel anzugeben. Er bemerkt nämlich, daß alle Hügel und höchsten Felsen aus einer Art von Lava oder verglaster Schlacke bestehen also, wie alle glasartigen Körper, idioelektrisch oder Nichtleiter seyn müssen, und folglich die Elektricität der Atmosphäre von ihnen nicht abgeleitet werden und keine Explosion entstehen kann. — Ist dies der Fall, so hat vielleicht die Zersetzung der Oberfläche durch die weitere Verbreitung von Pflanzen, oder die dadurch bewirkte Vermehrung von Thau und Regen, dazu beigetragen, daß die Insel gegenwärtig ein etwas stärkerer elektrischer Leiter ist, als sie in den Tagen jener alten Einwohner derselben war, mit denen sich Forster über sie unterhielt.

Für Menschen die auf einem Erdflecke leben, auf dem

die inneren Erhaltungsmittel mit so sparsamer Hand überhaupt vertheilt sind und durch die versengende Dürre noch unsicherer werden, ist es ein wichtiger Vortheil und eine große Bequemlichkeit, daß das ihn umgebende Meer einen Ueberfluß von eßbaren Fischen hat, indem an den Küsten desselben, die Schildkröte mit eingerechnet, siebenzig verschiedene Arten davon gefangen werden. Es scheint sonderbar, eine so große Menge und Verschiedenheit dieser Meerbewohner an einer entlegenen und einsamen Insel zu finden, auf der man kein anderes lebendes Wesen als einige umherschweifende Seevögel antraf; allein die Sache ist weder außerordentlich, noch unerklärbar. Da nämlich die Fische frei sind und die Natur des Elementes in welchem sie leben, keine Einschränkung derselben gestattet, so schweifen sie leicht von einem Theile des Meeres zu einem anderen und in den Abgründen des Oceans, wo die Temperatur auf einem Raume vieler Grade der Länge und Breite sich so wenig verändert, fühlt man kaum die Abwechselungen des Klimas, die viele Landthiere auf besondere Breiten beschränken, oder andere mit den wechselnden Jahreszeiten auszuwandern zwingen. Es kann daher auch nicht wunderbar scheinen, daß, indeß es auf vielen, von Continenten weit entfernten Inseln, nur wenige Arten von Säugethieren, kriechenden Amphybien oder Insekten giebt, das sie umgebende Meer einen Ueberfluß von mehreren Arten von Fischen hat, und daß man einerlei Fischarten in so weit von einander entfernten Lagen antrifft So sind von den siebenzig Arten, die bei St. Helena gefangen werden, mehrere auch kalten Breiten gemein, und man sieht, zum Beispiele, die

Wallfische in so großer Menge um die Insel herspielen, daß der Wallfischfang hier mit eben so großem Vortheile wohl könnte getrieben werden, als es mit Sicherheit und ohne Schwierigkeit geschehen könnte, da hier das Meer weder vom Eise unfahrbar gemacht, noch von Orkanen beunruhiget wird. Dieser Umstand kann noch künftig den Grund zu einer Quelle des Handels und des Reichthums für die Insel selbst legen. Die Fluth steigt hier selten über drei und einen halben Fuß, aber dagegen entsteht zuweilen an dem Ufer eine furchtbare Brandung, die vordem, ehe ein Kay, der jetzt die Communication zwischen dem Meere und dem Lande vollkommen sicher und leicht macht, angelegt worden, den abseglnden oder anlandenden Böten mitunter gefährlich wurde.

Zur Bearbeitung des Feldes, zum Fischfange und als Hausbediente braucht man hier Negern oder vielmehr Menschen in deren Complexion sich die schwarze Farbe nach allen ihr möglichen Schattierungen zeigt und deren Gesichtszüge eben so verschieden sind. Diese Menschen, die entweder von den durch die ersten europäischen Ansiedler hieher gebrachten Schwarzen abstammen, oder seitdem von Westindien, Guinea, Madagaskar oder dem Cap der guten Hoffnung hier eingeführt worden sind, befanden sich, bis noch vor wenig Jahren in dem Zustande der Sklaverei. Aber schon seit lange war das Recht, Sklaven zu haben, durch einige heilsame und menschliche Verordnungen eingeschränkt und der Zustand der Sklaven selbst gemildert worden und neuerlich

ist endlich, zur Ehre der Directoren der ostindischen Compagnie die Sklaverei ganz abgeschafft worden. — Die Freisprechung von sechshundert Schwarzen von dem Zustande der Knechtschaft, kann zwar nur wenig von Europa's Schuld hinwegnehmen und von dem, Afrika zugefügten, Unrechte wieder gut machen; aber es ist doch erfreulich auch selbst nur eine einzelne Handlung der Gerechtigkeit und des Mitleidens gegen einen unbeträchtlichen Theil jener unglücklichen Menschenrasse erzählen zu können, den die scheußliche Grausamkeit der Europäer aus seiner Heimath geschleppt und zur Sklaverei verdammt hat und zwar nicht etwa weil wir jemals von jenen Menschen beleidiget worden, oder aus Begierde ihnen wohlthätig zu werden, sondern bloß darum, weil unsere Gewalt uns unglücklicherweise ermächtiget ihre Schwäche zu benützen und sie, ihrer Leiden nicht achtend, zu Werkzeugen unserer Habsucht zu machen.

Die Freilassung der Schwarzen war eine Handlung der Menschlichkeit, die hier um desto wünschenswürdiger und von der ostindischen Kompagnie um so natürlicher zu erwarten war, da von ihren weitverbreiteten Besizzungen diese Insel der einzige Theil war, wo die Sklaverei jemals geduldet wurde. Sie wurde durch die ersten europäischen Ansiedler hier eingeführt, und man hat in dieser Rücksicht die Beobachtung gemacht, daß Weiße in einem heißen Klima selten selbst arbeiten, wenn sie Sklaven haben können, die die Arbeiten für sie verrichten. Die hiesigen Schwarzen blieben lange unter der unbedingten und

unbeobachteten Herrschaft ihrer Herren, bis endlich die einlaufenden Klagen über Unterdrückung und Mißbräuche, die daraus entstanden, den Gerichtshof der Directoren bewogen, sie unter den unmittelbaren Schutz der Regierung der Insel zu geben und für die Zukunft alles Einbringen von Sklaven zu verbieten. Zugleich wurden auch mehrere Verordnungen gegeben, die zur Absicht hatten, ihre Lage zu erleichtern und sie ihnen erträglicher zu machen und durch die sie scheinen aufgemuntert worden zu seyn, sich zu verheurathen und Kinder zu zeigen; denn es ist Thatsache, daß vor der Bekanntmachung dieser Gesetze ein jährlicher Menschenverlust unter ihnen von ungefähr zehn vom Hundert statt hatte, daß sie sich aber, seit sie unter den unmittelbaren Schutz der Regierung der Insel gesetzt und alle fernere Sklaveneinbringung verboten worden, vermehrt haben. Dieses Factum berichtet George Staunton, in seiner kurzen Nachricht von diesem Platze.

Es ist indessen wohl noch immer erlaubt, zu bezweifeln, ob wohl eine bloß partielle Milderung eines Uebels, das seiner Natur nach den menschlichen Geist so durchaus erniedriget, als es die Sklaverei thut, und welches das einzig kräftige uud unabhängige Prinzip der Thätigkeit so ganz zerstört, die unter dieser Lage seufzenden unglücklichen Wesen jemals mit ihrem Zustande ganz zufrieden, oder für ihre Herren nützlicher machen könne. Da, wo Menschen wider ihren Willen in einem Zustande der Dienstbarkeit gehalten, und zur Arbeit bloß durch die Furcht und die Beispiele der Strafe angetrieben werden, ist es schwer ihre Bande zu lösen, oder das

Ansehen ihrer Gebieter auch nur im geringsten zu vermindern, ohne bei ihnen eine starke Tendenz zu Ungehorsam und Unordnung rege zu machen. Trunkenheit, Ausschweifungen und Faulheit werden immer die natürliche Folge bei Menschen seyn, die sich von der Willkühr ihrer Herren befreit fühlen, ohne zugleich ganz aus einem Stande treten zu können, der an sich selbst keine das Leben erleichternde Hoffnung gestattet und auch durch nichts den Fleiß erweckt und belebt. Dies schien auch, wie die beständigen Klagen der Eigenthümer über ihre Sklaven beweisen, und nach den Beobachtungen, die der Verfasser über die Faulheit und den Hang zu Ausschweifungen der Sklaven selbst machte, der Fall auf St. Helena zu seyn. Bei dieser Lage der Sachen, war es daher gewiß besser, die Sklaverei ganz abzuschaffen, damit die, welche nun nicht mehr zur Uebung ihrer Schuldigkeit durch Furcht getrieben wurden, durch die Betrachtung ihres eigenen Nutzens und durch die Aussicht auf Belohnung, dazu möchten bewogen werden.

Diese Insel, die für die ostindische Kompagnie, als eine zur Erholung ihrer Flotten bequem gelegene Station, so wichtig ist, ist dies noch mehr durch die Zurückgabe des Kap's der guten Hoffnung geworden, weil es nun keine andere Station für englische Ostindienfahrer mehr giebt, wo sie schicklich und bequem anlegen können, um Wasser und frischen Proviant einzunehmen. Zwar ist das Kap, das in einem gesunden und fruchtbaren Klima liegt, und eine ungeheuere Landstrecke beherrscht, welche alle Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens,

von denen sie jetzt schon einen Ueberfluß besitzt, liefern kann, in Beziehung auf seine manichfaltigen Hülfsquellen, ohne Widerspruch von einem weit größern Werthe, als eine kleine unfruchtbare Insel, die gar kein Getraide und nur wenig Holz erzeugt; allein, als eine Station für englische Ostindienfahrer betrachtet, hat es doch viele Unbequemlichkeiten, die von der Lage seiner Länder und von der allgemeinen Richtung der in jenen Breiten herrschenden Winde, entstehen. Um es für England zu einem wichtigen Posten zu machen, der ihm entweder als eine Schutzwehr für seine ostindischen Besitzungen, oder als ein Haven dienen konnte, von dem aus es seine Angriffe auf die Kolonien anderer Mächte hätte richten können, hätten nothwendig große Summen auf die Verbesserung desselben und die Herstellung und Unterhaltung starker und hinreichender Garnisonen, müßen verwandt werden. Da aber dies nur mit einem großen Aufwande, der mit keinem davon zu erwartenden Vortheile im Verhältnisse stand, hätte bewerkstelliget werden können, so war es besser, das Cap ganz aufzugeben. Für England würde der Hauptnutzen desselben bloß von negativer Art gewesen seyn, nämlich in so fern dann nicht eine andere Macht in den Besitz davon gekommen, und ein ehrgeiziges und unternehmendes Volk besonders davon ausgeschlossen wäre, das von einem solchen Haven aus, den englischen Handel beunruhigen und Flotten daselbst gegen die östlichen Besizzungen Englands hätte ausrüsten können.

Die Insel St. Helena, deren Erhaltung und

Behauptung mit einem unverhältnißmäßig geringerem Aufwande bewerkstelliget werden kann, ist ihrer Natur nach fester und leichter zu vertheidigen, da sie nur auf einigen wenigen Punkten von einem Feinde angegriffen werden kann, und auch diese Punkte, die bereits befestiget sind, durch Beifügung noch einiger Werke, unüberwindlich gemacht werden können. Ein Feind kann hier auch nicht leicht durch Ueberraschung landen, weil Signale überall auf der Insel so angebracht sind, daß man augenblicklich Nachricht von der Annäheruug von Schiffen an die Küste geben kann. Ueberdies hat man hier auch zur Vernichtung eines Feindes Mittel, die sich in ihren Wirkungen leicht mächtiger und zerstörender beweisen möchten, als Feuergewehre, da schon wenige unbewaffnete, auf die Spitzen der Hügel gestellte Menschen, durch Herabrollen lockerer Felsenstücke, die Feinde in einem jener tiefen und engen Thäler, wo sie allein landen können, und von wo aus sie, gewiß nur mit der größten Schwierigkeit, die Spitzen erklimmen müssen, ehe sie mit ihren Gegnern handgemein werden, oder von der Insel Besitz nehmen können, zu vernichten im Stande sind. Von dieser Art von Waffen besitzt St. Helena, obgleich anderer Hülfsmittel beraubt, einen überflüssigen Vorrath auf der Spitze eines jeden seiner Hügel und an allen Abhängen derselben. Und damit man dies nicht etwa für eine schimärische Behauptung halten möge, hält es der Verfasser für dienlich, daran zu erinnern, daß diese Vertheidigungsart in Indien, wo viele Forts auf den Spitzen von Felsen und Hügeln errichtet sind, schon oft mit Erfolg ist angewen-

det worden. In dem merkwürdigen Feldzuge des Marquis Cornwallis, den er mit eben so viel Einsicht als Glück gemacht hat, erfolgte der einzige Unfall, den die englischen Truppen erlitten, bei Kistnaguerry, welches ein, auf der Spitze eines steilen und hohen Felsens, errichtetes Fort ist, von dem die Belagerten ungeheuer große Steine und Felsenstücke auf die Stürmenden herabrollten.

Als eine für die nach England seegelnden Ostindienfahrer bestimmte Station betrachtet, hat St. Helena noch Vorzüge vor dem Kap. Seine Lage ist sehr bequem, und da man hier nichts von den Stürmen und der übeln Witterung weiß, die bei dem südlichen Vorgebirge von Afrika herrscht, so übertrifft es das Kap in der Heiterkeit des Klimas und der Sicherheit seiner Rheede bei weitem. Indessen hat doch auch die Insel einige Unbequemlichkeiten; man kann sich ihr nämlich bloß in dem Strome des Passatwindes nähern, und auch dabei ist einige Geschicklichkeit und Kunst nothwendig. Fahrzeuge, die aus einer, der Richtung des Passatwindes entgegen liegenden Gegend herkommen, sind daher genöthiget, einen gewaltigen Umweg zu machen. Ferner ist es eben deswegen einleuchtend, daß die Schiffe nicht an der unter dem Winde liegenden Seite der Insel vor Anker gehen können, wogegen sie zu allen Jahreszeiten sicher und unbesorgt an dem über dem Winde liegenden Ufer ankern. Ueberdies kann auch die Insel, da sie auf der Fläche des großen Oceans, in dem sie liegt, und auf dem sich weit und breit kein andrer Landfleck findet, nach

welchem der Schiffer sich richten könnte, nur einen so unbedeutenden Punkt ausmacht, von Fahrzeugen, die nicht genau windwärts segeln, leicht verfehlt werden; und weichen sie einmal nur ein wenig von dieser Richtung ab, so ist es sehr schwer, wieder hinein zu kommen, und sie sind genöthiget, wieder bis zu einer großen Entfernung auf das hohe Meer zu fahren, um wieder in die Längen zu kommen, von wo aus der Passatwind mit beständiger Richtung nach ihr wehet. Man erzählt von einem brittischen Befehlshaber, der sie auf seinem Wege verfehlt hatte, daß er, nachdem er sich vergeblich bemüht sie aufzufinden, die Aufsuchung derselben, in der festen Ueberzeugung aufgegeben habe, daß sie neuerlich von den Wellen müsse verschlungen worden seyn. Vielleicht erregt dieses Benehmen ein mitleidiges Lächeln; und doch ist für einen Seemann, der mit St. Helena bekannt ist, und es auf seinem Wege verfehlt, eine solche Besorgniß keinesweges unnatürlich, da sie sehr gut durch die geognostische Beschaffenheit der Insel, durch ihre überhangenden und abgetrennten Klippen und ihre löcherige und ausgehöhlte Basis gerechtfertiget wird.

Von der James's Bai, welche an der Nordseite liegt, und in welcher die Schiffe Jamestown gegenüber vor Anker gehen, sagt man, daß sie die Unbequemlichkeit habe, daß sie, in einer kleinen Entfernung von dem Ufer, sehr steil abschieße. Die Sandbai, welche an sich genommen, viel besser und geräumiger, und von den wildesten und außerordentlichsten

verneurs, enthält etliche schattige Gänge, nebst mehreren ostindischen Bäumen, unter andern auch die Barringtonia. Die Kasernen der Garnison, welche die ostindische Compagnie hier unterhält, liegen etwas weiter im Thale hinaus, daselbst siehet man auch das Hospital, mit einem Obst- und Küchengarten, wo die Kranken Erlaubniß haben herumzugehen. Verschiedene andere der Compagnie gehörige Gebäude liegen in eben diesem Thale. Die Hitze ist ohnerachtet des Seewindes fast unausstehlich, indem sie von einem hohen Berge an jeder Seite eingeschränkt und zurückgeworfen wird. Daher der Aufenthalt in der Stadt zuweilen nicht nur düster, sondern auch höchst unangenehm ist. Die meisten Einwohner vermiethen den Fremden, die hieher kommen, Zimmer. Allein die geringen Produkte einer kleinen Insel, wie St. Helena, geben nicht zu, daß man so gut lebt wie am Cap. Die Munterkeit des Gesprächs der Einwohner läßt deutlich merken, daß man hier keine Gelegenheit vernachlässigt, nützliche Kenntnisse aus guten Büchern zu sammeln. Man ist nicht grausam gegen die Sklaven, sie haben aber auch nicht den schädlichen Einfluß auf die Erziehung der Kinder, als am Cap, wo sie das Feuer, welches die Hitze des Klimas entzündet, noch mehr anfachen. *)

*) Die Stelle aus Dr. Hawkesworths Beschreibung von Capt. Cooks erster Reise um die Welt, in dem Endeavour (Hawkesw. 3r Bd. S. 411) worin die Einwohner beschuldiget werden, daß sie ihre Sklaven mißhandeln, beleidigte die hiesigen Einwohner welche dieses lasen: „Auch will man in demselben bemerkt haben, die Einwohner hät-

Wir machten einen Spazierritt auf die Berge. — Wir ritten den Berg hinauf, welcher nach Westen liegt und der Leiter=Berg genannt wird. Der erst neuerlich gemachte Weg geht in einem Zikzak Berg hinan, und ist sehr bequem. Er ist neun Fuß breit und an der Seite des Thals mit einer drei Fuß hohen Mauer eingeschlossen, welche von solchen Steinen aufgeführt worden ist, aus welchen der ganze Berg besteht. Er besteht aber aus einem Haufen Lava, welche hin und wieder zu einer braunen Erde verwittert ist, an vielen Stellen aber große Massen einer schwärzen, löcherichten Schlacke ausmacht, die zuweilen verglaset zu seyn schien. Solche Felsstücke hängen an vielen Orten über den Weg herüber und stürzen bisweilen zum Schrecken und mit großer Gefahr der Einwohner herunter, welches gemeiniglich durch die am Berge weidenden Ziegen veranlaßt wird. Die Soldaten der Garnison haben daher Befehl, alle Ziegen wegzuschießen, welche sich auf diesen hohen Klippen zeigen, und da ihnen die erlegten Ziegen gehören, so lassen sie es an Befolgung dieses Befehls nicht ermangeln. Wir kamen an der Spitze des Bergs ins Land hinein, und kaum hatten wir eine halbe Meile zurückgelegt, so fiel uns mit einem Male der schönste Prospekt in die Augen. Er bestand aus verschiedenen schönen Hügeln, die mit dem herrlichsten Grün bedeckt und mit fruchtbaren Thälern

„ten keine Schiebkärren, dies ist aber falsch, es giebt da: „selbst viele Schiebkärren, und große Karren, die man vor Capt. Cook mit Fleiß alle Tage vorbeizubringen schien.

durchschnitten waren, in welchen sich Frucht- und Baumgärten, wie auch andere Plantagen befanden. Einige Hutungen waren mit einem Gehäge von Steinen umgeben und mit einer zwar kleinen aber schönen Art von Hornvieh und englischen Schafen angefüllt. Jedes Thal hat einen kleinen Bach, und einige dieser Bäche schienen an den beiden hohen Bergen zu entspringen, die in der Mitte der Insel liegen und oft in Wolken verhüllt sind. Wir passirten verschiedene Berge und hatten eine Aussicht nach der Sandy-Bai, welches eine kleine Bucht an der andern Seite ist, und eine Batterie zur Bedeckung hat. Der Prospekt ist hier ungemein romantisch, die Berge waren bis an die Spitzen mit wilden Wäldern bedeckt und einige, besonders der Dianen-Pik, erhoben sich in die schönsten Formen. Die Felsen und Steine dieser höhern Gegend waren von ganz anderer Art, als in den niedrigern Thälern. Unterwärts gab es unläugbare Spuren alter Vulkane; hier oben aber bestand alles aus dunkelgrauen thonigten und schichtweise liegenden Steinen, zuweilen auch aus Kalkstein und an verschiedenen Stellen aus einem fetten weichen Seifensteine. Das Erdreich, welches diese Schichten bedeckt, besteht an vielen Orten aus fettem Boden, sechs bis zehn Zoll tief und bringt eine große Mannichfaltigkeit herrlich wachsender Pflanzen hervor, unter denen ich einige Staudengewächse bemerkte, welche ich noch in keinem anderen Theile der Welt angetroffen habe. Man siehet darunter Kohlbäume, Gummibäume und Rothholz, wie die Einwohner sie zu nennen pflegen. Erstere stehen in feuchtem nassem Grunde, letztere aber auf den Bergen, wo der Boden ungemein

dürre ist. Diese Verschiedenheit von Pflanzen kann wohl nicht in der Verschiedenheit des Klimas in den besondern Theilen der Insel ihren Grund haben, wie man hat vorgeben wollen, denn ich habe alle diese Pflanzen dicht nebeneinander wachsend gefunden und überhaupt ist diese Insel weder so groß noch so ungeheuer hoch, daß in solcher eine Verschiedenheit des Klimas angenommen werden könnte. Der Kohlbaum wächst hier wild, und hat ziemlich große Blätter, auch zeigte sich bei näherer Erkundigung, daß man bloß zum Brennen sich dessen bediene, und daß sich keine Ursache angeben lasse, warum man ihn eben den Kohlbaum genannt habe. Er darf keinesweges mit dem Kohlbaume in Amerika, Indien und der Südsee verwechselt werden, denn dieser gehört zum Palmengeschlechte. Die meisten Antworten der Sklaven, die wir wegen ihres Zustandes befragten, waren sehr günstig für ihre Herren und hinreichend, die hiesigen Europäer von dem Vorwurfe der Grausamkeit loszusprechen. Die Soldaten sind, wie es scheint, am übelsten dran, denn sie haben Jahr aus Jahr ein nichts als gesalzene Speisen, welche die ostindische Compagnie noch dazu kürzlich austheilen läßt. Ihr Sold ist auch geringe. Die arbeitsamen haben zuweilen Urlaub, um für die Einwohner zu arbeiten und von den Bergen Holz zur Stadt zu bringen. Die hiesigen Pferde bringt man hauptsächlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung hieher; doch werden jetzt auch einige auf der Insel gezogen, sie sind klein von Wuchs, aber zum Klettern in bergigen Gegenden sehr geschickt. — Das Landhaus des Gouverneurs liegt drei (engl.) Meilen von der Stadt. Das Haus ist

nicht groß, hat aber eine ungemein angenehme Lage in der Mitte eines geräumigen Gartens, in welchem wir verschiedene europäische, afrikanische und amerikanische Pflanzen, vorzüglich aber einen reichen Ueberfluß von Rosen und Lilien, Myrten und Lorbeerbäumen antrafen. Verschiedene Alleen von Pfirsichbäumen sahe man mit Früchten beladen, die von vorzüglich gutem Geschmacke und von den unsrigen verschieden waren. Alle übrige europäische Bäume hatten nur ein kümmerliches Ansehen, und sollen, wo ich nicht irre, niemals Früchte tragen. Wein war zu verschiedenen Malen gepflanzt worden, konnte aber wegen des Klimas nicht fortkommen. Kohl und andere Gartengewächse kommen sonst wohl fort, wird aber mehrentheils von Raupen gefressen. Wir fanden einige kleine Stellen mit Gerste besäet, die aber ebenfalls, so wie andere hier gesäete Getraidearten, größtentheils von den Ratten gefressen werden, die man hier in unendlicher Menge findet, und daher das Land nur zu Grasungen nützet, deren herrliches grünes Ansehen, in einem Lande zwischen den Wendezirkeln, zu bewundern ist. Man sagte, die Insel könne 30,000 Stück Hornvieh erhalten, es fanden sich aber damals nur 2600 Stück darauf. Nach dem großen Umfange des ungenüzten Bodens zu urtheilen, möchte wohl weit mehr gehalten werden können, man versicherte uns aber das einmal abgeweidete Gras schieße vor Winters nicht wieder aus, man müsse also eine gewisse Anzahl von Weiden für den Winter sparen. Das Rindfleisch ist saftig, vortrefflich von Geschmack und sehr fett. Da der Abgang desselben beständig und groß ist, so kann es niemals zu alt werden.

Die gemeine europäische stachliche Pfriemenstaude (Ulex europ.), welche unsere Landleute mit großer Mühe auszurotten suchen, ist hier gepflanzt worden, und hat nun über alle Weiden fortgewuchert. Indessen hat man das Mittel gefunden, dies Staudengewächs hier zu nutzen, das sonst aller Orten für unbrauchbar und schädlich gehalten wird. Der Anblick des Landes ist nicht immer so reizend, als jetzt gewesen, indem der Boden vor Zeiten von der entsetzlichen Hitze ganz verbrannt war, welche Gras und Kräuter nur kümmerlich fortkommen ließ. Allein die eingeführten Pfriemenstauden wucherten der Sonne zum Trotze fort, und erhielten den Boden etwas feucht. In ihrem Schatten fieng nun an Gras zu wachsen, und nach und nach ist das ganze Land mit den schönsten Rosen überzogen worden. Jetzt bedarf man der Pfriemen nicht mehr und man giebt sich alle Mühe, sie auszurotten und bedient sich derselben als Brennholz, welches auf der Insel selten ist und womit ich nirgends habe sparsamer umgehen sehen als hier und am Cap.

Wir sahen einige Völker Repphüner von der kleinen rothbeinigen Art, welche auf der afrikanischen Küste so gemein sind. Der jetzige Gouverneur hat auch Ringfasanen, Perlhüner und Kaninchen eingeführt. Jetzt ist die Jagd noch verboten, sie vermehren sich aber so stark, daß die Einschränkung derselben bald unnöthig seyn wird. Es könnten noch verschiedene Artikel hier eingeführt und gepflanzt werden. Man könnte Klee säen, der dem Hornvieh reicheres Futter geben würde, als das gewöhnliche Gras

allein, und der Ackerbau könnte mit andern Früchten noch verbessert werden. Man könnte Esel vom Senegal einführen, die nach Herrn Adanson's Berichte daselbst so vortrefflich seyn sollen, sie würden sehr gut zum Lasttragen dienen, und sich mit dem schlechtesten Futter begnügen, das man hier zur Weide des Hornviehes nicht brauchen kann. Wir fanden auch eine kleine Art blauer Tauben die hier zu Hause sind, und Reißvögel (Loxia oryzivora) sind aus Ostindien gebracht worden. In einem kleinen Meierhofe müssen sich zwei Braminen wirklich aufhalten zur Gefangenschaft, weil man sagt, sie hätten der Compagnie zu schaden gesucht; sie sind wohl gehalten, haben Erlaubniß auszugehen, besitzen Haus und Garten und haben Sklaven zur Bedienung. Herr Graham gab den Einwohnern einen Ball. Bei dem Eintritte ins Zimmer hatte ich das Vergnügen, durch den Anblick eines zahlreichen Zirkels von wohlgebildeten und mit Geschmack gekleideten Frauenzimmern, sehr angenehm überrascht zu werden. Ich glaubte unversehens in eine der glänzendsten Hauptstädte von Europa versetzt zu seyn; ihre Züge waren regelmäßig, ihre Gestalt reizend und ihre Farbe blendend schön. Sie hatten dabei ungezwungenes Betragen, Feinheit der Sitten, angenehme Lebhaftigkeit und vielen Scharfsinn, welchen sie im Gespräche vortheilhaft fühlen ließen. Man erzählte uns, daß auf dieser Insel ungleich mehr Mädchen als Knaben geboren würden. Die Zahl der Einwohner in St. Helena übersteigt nicht 2000 Personen, ungefähr 500 Soldaten und 600 Sklaven mit eingerechnet; die Insel hat etwa 20 (engl.) Meilen im Umkreise

und 8 in ihrer größten Länge. Die ostindischen Schiffe, die hier anlegen und für ihre Mannschaft Erfrischungen am Bord nehmen, versehen die Einwohner mit allerlei indianischen Waaren. Auch läßt die Compagnie jährlich ein oder zwei Schiffe auf der Hinreise nach Indien zu St. Helena anlegen, um dort den nöthigen Vorrath von europäischen Waaren und Lebensmitteln abzuliefern.

Viele Sklaven beschäftigen sich stets mit der Fischerei, die längs den felsigen Ufern der Insel sehr ergiebig ist, und auf diese Art nähren sich die Einwohner das ganze Jahr hindurch, zur Abwechslung giebt ihnen ihr Horn- und Federvieh, desgleichen verschiedne Wurzeln statt des Brodes, zuweilen auch englisches Pökelfleisch hinlänglichen Unterhalt. Und so scheint ihr Leben sehr glücklich in Ruhe und Zufriedenheit dahin zu fließen, frei von den unzähligen Sorgen, welche ihre Landsleute in England quälen. *)

*) M. s. was unser anonymer Verfasser oben hierüber sagt.
D. H.

2.

Makintosh's Brief über St. Helena an einen Freund in London.

St. Helena d. 5. Nov. 1780.

Sie werden allem Vermuthen nach unbillig genug seyn, eine Beschreibung von einem Orte zu verlangen, den die ungerechte Parteilichkeit gewisser Leute, die im Dienste unsrer ostindischen Compagnie stehen, als ein vollkommenes Paradies beschrieben hat. — In allgemeinen Dingen wäre ich wohl willig und bereit, den Meinungen des großen Haufens nachzugeben; aber bei dieser Gelegenheit, da ich von der Richtigkeit meiner eigenen Grundsätze überzeugt und nunmehr vollends darin bestärkt worden bin, kann ich unmöglich jenen Schilderungen, denen alle menschliche Fähigkeiten, und sogar die gemeinste Vernunft widersprechen, blindlings beistimmen.

Die Insel St. Helena, die allem Ansehen nach durch einen Ausbruch, oder eine Erschütterung der Natur über die Fläche des großen atlantischen Weltmeers emporgekommen ist, liegt unter dem 16ten Grade südlicher Breite, und im 6ten Grade westlicher Länge von London, besteht aus einem einzigen Felsen von zirkel-

runder Figur, und hält im Umfange etwa 24 englische Meilen.

Daß die ganze Insel einen Brand erlitten hat, ist außer allem Zweifel. Die innere Masse von festem Felsengrunde beweist, daß sie in der Gewalt des Feuers gewesen und von ihm aufgelöst worden sey. In dieser schwebenden Gestalt sind, nachdem das Feuer erloschen, oder gelöscht worden ist, die wagrechten Adern oder Schichten verhärtet geblieben, wie Glas, wenn es im Begriffe steht, flüssig zu werden, sich durch die Hitze nach seiner eigenen Schwere neigt, und diese Gestalt, wenn das Feuer weggenommen wird, behält, ja sogar seine durchsichtige Eigenschaft verliert. Die Theile, dicht an der Oberfläche, gleichen der gemeinen Lava, wie sie von feuerspeienden Bergen oder Vulkanen ausfließt. Die Schichten von Lehm, die zu Asche gebrannt wurden, haben an manchen Stellen noch jetzt das ursprüngliche Ansehen und die Farbe von Asche, und die Schichten von Thon behalten ihre Stelle mit der Verkohlung gebrannter Ziegel, in der ersten oder zweiten Lage.

Die Anhöhen der Insel, wenn sie auf festem Lande oder auf einer großen Insel lägen, würden den Namen von Hügeln bekommen, aber auf einem so enge begränzten Raume, wie St. Helena hat, machen sie Anspruch auf den Namen von Bergen. Auf der ganzen Insel findet sich kaum eine Ebene von einem Dutzend englischer Morgen Landes *); und es hat vom Anfang

*) Acre ein Stück Landes von 720 Fuß in der Länge und 72 Fuß in der Breite.

an in den meisten Fällen Schwierigkeit gemacht, eine Ebene zu finden, die nur so groß war, daß man auf derselben ein Haus, mit den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden, bequem anlegen konnte *).

Die dünne Oberfläche, oder das wenige Erdreich über den Felsen ist locker und leicht, aber doch von fruchtbarer und treibender Kraft, wenn es nur zu rechter Zeit mit Regenschauern beglückt, und ihm mit ein wenig Dünger oder Mergel nachgeholfen wird, wovon man auf der Insel großen Ueberfluß an sehr reichen, sowohl weissen als blauen Mergelgruben hat.

Gleichwohl finde ich nicht, daß die Einwohner den Nutzen und Gebrauch des Mergels recht kennen gelernt hätten. Ich selbst ward ihn an der Landstraße gewahr, und steckte ein paar Hände voll in meine Tasche, um die Eigenschaft desselben nach meiner Rückkunft in die Stadt zu untersuchen. Da ich aber hernach mit den Leuten von der ausnehmenden Güte dieses Mergels redete, so schien es mir, als ob sie mich nicht einmal verständen.

Quellen giebt es dermalen nicht mehr noch, als eine einzige, aus der die Schiffe mit Wasser versehen werden können, und es ist auch selbst diese so unbedeutend, daß die Einwohner eine Menge von dem Wasser in ein großes Becken sammeln müssen, um die Ankunft der Compagnie-Schiffe abzuwarten.

*) Daß dies etwas übertrieben ist, beweisen die übrigen Berichte. D. H.

Es giebt nur zwei Plätze, wo es möglich ist, an dieser Insel zu landen; sie liegen an zwei entgegengesetzten Seiten derselben, und sind überaus gut befestiget, der Platz gegen den Wind ist viel zu gefährlich, als daß irgend ein Schiff, es sey gebauet wie es wolle, wagen könnte, dort anzulegen, und den anderen unter dem Winde, welcher bei der Hauptstadt ist, anzugreifen, würde ein gefährliches Unternehmen seyn, nicht allein wegen einer Menge von Batterien, die hier mit vieler Einsicht und Geschicklichkeit angelegt sind, sondern auch wegen der Schwierigkeit, sichern Ankergrund am Damme zu finden, welcher schmal, und dem Lande zu nahe ist. Denn die Strömung ist stark, und wenn man den Anker am Rande des Dammes fallen läßt, so wird das Schiff treiben, und im Augenblicke so sehr unter den Wind fallen, daß es eine mühsame und langweilige Arbeit erfordert, ehe es die Insel wieder erreichen kann. —

Außer den Einwohnern, die sich, Männer und Weiber, Kinder und Greise, und Leute von allen Farben zusammen gerechnet, auf 2400 Menschen (wovon der größte Theil aus Sklaven besteht,) belaufen mögen, befinden sich noch zwischen 5 und 600 Mann regulirte Truppen da, die von der ostindischen Compagnie gehalten werden, und da die Compagnie in dem jährlichen Vorrathsschiffe die meisten Bedürfnisse des menschlichen Lebens aus Europa hieher schickt, wofern sie nicht auf Kosten der Compagnie aus Indien, China und Cap hieher gebracht werden, so lassen sich die jährlichen Kosten

der Insel von einigen der letzt vergangenen Jahre her, ein Jahr ins andere gerechnet, auf dreißigtausend Pfund Sterling ansetzen, da hingegen die Insel selbst der Compagnie so wenig, als ihrer Schiffahrt, weiter den mindesten Nutzen schafft, als daß sie einen Sammelplatz für ihre Schiffe abgiebt.

In den letzt vergangenen Jahren, ist die Insel von der beständig anhaltende Dürre so sehr ausgesogen worden, daß sie nicht im Stande war, den Schiffen, die da landeten, die geringste Erfrischung darzubieten. Sogar das Wasser ist da rar geworden. Das Hornvieh ist vor Hunger umgekommen, und die Gärten liefern jetzt kaum Vegetabilien = Nahrung genug für die Einwohner.

Kurz, diese Insel kann nie ein Gegenstand der Eroberung für die Feinde Großbrittanniens werden, außer etwa in einem Kriege mit Holland. Freilich aber würde der Handel der Britten in keine geringe Verlegenheit kommen, wenn die Holländer diese Insel wegnähmen, und sich auch nur bis zu einem Friedensschlusse in dem Besitze derselben behaupteten. Befänden sich hingegen die Truppen und Einwohner von St. Helena in einer andern fruchtbaren Gegend auf dem festen Lande, so würden die Schiffe der Compagnie bei der Veränderung sehr gewinnen, und die Pflanzer, die sich da niedergelassen hätten, würden doch die süßen Früchte ihrer Industrie genießen; ich kann mir nichts anders vorstellen, als daß, wenn eine feindliche Macht die Felsen,

aus welchen die große Quelle entspringt, unterminiren und sie mit Pulver sprengen wollte, eine solche Erschütterung wahrscheinlicher Weise dem Laufe des Wassers eine andere Richtung geben, und dadurch die Insel schlechterdings unbewohnbar machen würde. Dermalen ist sie augenscheinlich eine unnütze Last für die Compagnie, und zugleich ein ewiges Gefängniß, worin den Einwohnern ein langsamer Tod von Nahrungsmängel und Hunger bevorzustehen scheint. *)

Ich bin gestern Abends wieder an Bord gegangen, und jetzt wird so eben das Signal gegeben, die Anker zu lichten.

Ich bin u. s. w.

*) Daß auch hier unser Verfasser sehr übertreibt, ist offenbar.
D. H.

3.

F. L. Langstedt's Beschreibung der Insel St. Helena. *)

Am 21sten Mai 1787 Morgens sahen wir das steile, dem ersten Anblick nach unfruchtbare, zum Theil rund= geformte, zum Theil spitzige und abhangende Gebirge, die Insel St. Helena, auf welcher in der Entfernung zwar nicht gar viel, aber doch etwas Gras und einige Pächters= häuser zu sehen waren. Sie liegt unter 16 Grad südli= cher Breite, und 6 Grad 4 Minuten westlicher Länge, 1900 englische Meilen westlich von dem festen Lande von Afrika und 2000 östlich von Südamerika. Sie hat von weitem beinahe die Gestalt einer Schildkröte, nach der neuesten Ausmessung 32 englische Meilen im Umfange, und ist mit abwechselnden Thälern, Ebnen und Bergen auf die angenehmste Weise durchschnitten. Der erste her= vorragende spitzige Felsen heißt Barn=Point, ein

*) Der Vf. war im J. 1781 mit teutschen Truppen in englischen Diensten, als Feldprediger nach Ostindien gegangen. Auf seiner Rückreise kam er nach St. Helena, und seine Schil= derung dieser Insel ist gewiß nicht das schlechteste Stück sei= ner im J. 1789 zu Hildesheim erschienenen Reisebeschreibung. D. H.

anderer Mundens = Point, zum Andenken des braven englischen Kapitäns Munden, welcher den Holländern die Insel wieder abgenommen hat. An der Nordseite bemerkten wir sechs in den Felsen gehauene Batterien, links beim Eingange in die Bai Chapel = Valley = Bai genannt, deren Kanonen dem Wasser gleich liegen; die stärkste hat 26, größtentheils 48 pfündige Kanonen und heißt Fort = James, die andern sind mit 22, 20 und 15 Kanonen versehen. An dem Landungsplatze ist eine doppelte Batterie. Auf der andern Seite hat die Natur selbst diesen Ort befestigt; denn die See ist so tief, daß man nirgends als auf der Nordwestseite Ankergrund finden kann, und auch da hat sie viele Klafter Wasser bis hart an die Insel, wo die Schiffe anlegen können. Die Berge sind so steil, daß wenn sich auch ein Boot mit Mannschaft heranahen wollte, man sie mit großen Steinen vom Berge hinunter tödten könnte. Auf zweien der höchsten Berge sind Lärmplätze und Flaggenstangen, zu einem Zeichen, daß Schiffe im Gesicht, wie auch drei Kanonen befindlich, die bei einer solchen Gelegenheit abgefeuert werden, um die Insel in Bewegung zu setzen. Rings um die Insel her, sind gute Wege mit unbeschreiblicher Mühe, Arbeit und Kosten in den Felsen eingehäuen, selbst da, wo es so steil ist, daß man glauben sollte, menschlicher Fleiß und Geschicklichkeit wäre nie vermögend gewesen, durch diese harten Felsen Wege zu bahnen. Wir trafen hier das englische Kompagnieschiff, General Gottard an. Abends traf auch der Earl of Oxford ein. Tags darauf gieng ich ans Land und nahm mein Logis bei einer verwittweten Engländerin Mstrß. Bird, täglich

für 13 englische Schillinge, Essen und Trinken mit eingeschlossen. Denn hier sind eben so wenig als am Kap Wirthshäuser, sondern die dasigen Einwohner nehmen für Bezahlung jeden Fremden auf, er sey von einer Nation von welcher er wolle, und begegnen ihm weit artiger als am Kap. Theuer ists freilich hier, daran ist aber die geringe Größe der Insel und die Menge Schiffe, die hier ankern, Schuld. Die Stadt welche mehr als hundert wohlgebaute Häuser hat, (denn meiner Einsicht nach, getraue ich mir nicht sie mit Cook schlecht zu nennen) die zwischen zwei überaus hohen, beim Eingange rund gebildeten Bergen in einem Thale, Chapel-Valley genannt, liegen; (außerdem sind hier noch zwei andere Baien die Fischers- und Ruperts-Bai, wo Gold zu finden seyn soll) worunter sich das Gouverneurshaus, die Kalvinische Kirche, die Schule, das Gerichtsversammlungshaus, (Sessionhouse), das Hospital, das Zeughaus, Vorrathshaus, der Kompagnie-Marstall und die Baraken (für 500 Mann Soldaten, worunter sehr viele Teutsche sind,) auszeichnen; sie sind statt der Ziegel mit einer Art Schilf (Rush) gedeckt. Es wohnen auf dieser Insel beinahe 200 Familien, die fast alle von englischen Aeltern herstammen und sich wie alte Engländer aufführen und kleiden. Außerdem halten sie eine ansehnliche Zahl schwarzer Sklaven, die aus verschiedenen Weltgegenden herstammen und im Lande abgesondert von ihnen, in elenden kleinen Häusern wohnen. Die der Kompagnie zugehörigen Sklaven wohnen alle in einem Hause, unter einem Aufseher beisammen. Einige behandeln sie wohl etwas hart. Die Stadt hat ein Thor nach dem

Landungsplatze hin, nebst zwei Straßen, und außerdem zwei Hauptwege ins Land hinein. Wir kamen im Winter dahin, der sich mit dem Junius anfängt, aber auch so erträglich ist, daß er nur den Namen hat und nur in zuweilen eintretenden kühlen Regen besteht. Die abwechselnden Jahreszeiten sollen sich aber nicht allemal zu einer bestimmten Zeit einstellen. Das Klima ist überaus mild und gesund, weder zu warm noch zu kalt; auch soll es hier überaus selten Gewitter geben, weil das Land mit der Gewittermaterie beinahe isolirt. Aber zuweilen gehen Wolkenbrüche nieder, und setzen das mit so hohen Gebirgen umgebene tiefe Land in nicht geringe Gefahr. Während meines 23 tägigen Aufenthalts auf dieser Insel regnete es sehr oft und zuweilen heftig und kalt; jedoch erlebten wir auch zuweilen angenehme Witterung, die weder zu warm noch zu kalt war; ausgenommen auf den hohen Gebirgen, die ich verschiedene Male bestieg. Die ostindischen Schiffe aller Nationen nehmen hier Wasser und frische Provisionen, als: Kartoffeln, weißen Kohl (der aber bei weitem nicht so gut als am Kap ist) Ignamen, Plantanen, Parslain, Schweine, Ochsen von englischer Zucht. Hüner, vorzüglich kalekutische, Ziegen, (die hier in großer Zahl sind, aber desto weniger Schafe) Enten, Gänse, so viel die Einwohner entübrigen können, auf ihrer Rückreise ein, und treiben einigen Schleichhandel mit ihnen, weil sie nicht öffentlich handeln dürfen, denn die Kompagnie hat sich den ausschließenden Handel vorbehalten; diese Insulaner haben deswegen auch keine Schiffe, sondern nur einige Boote.

Die Insel ist aber so klein und der Wind so sehr gegen die aus Europa kommenden Schiffe, daß sie sie sehr selten wahrnehmen. Die Geschäfte der Kompagnie werden durch einen Gouverneur, Vice-Gouverneur und Proviantmeister verwaltet, die einen stehenden Gehalt von der Kompagnie haben und außerdem eine öffentliche wohl versehene Tafel, an welcher alle Kapitäns, Befehlshaber und vorzügliche Passagiere der eingelaufenen Schiffe willkommen sind. Im Monat Januar werden jährlich zwei Proviantschiffe von England herausgeschickt, weil man kein Getraide hier baut und deshalb in Kriegs- oder theuren Zeiten, wenn die Schiffe ausbleiben, sich mit Yams und Kartoffeln behelfen muß. Die englische Plantage bringet Kartoffeln und Ignamen, (Yams) Feigen, große und kleine Pisangs, Goavas, Granatäpfel, Pomeranzen, Zitronen, Kaffee, welsche Bohnen, Wälschkorn, Tabak, Zuckerrohr, Mandeln, etwas Baumwolle, Myrthen und Oelbäume, (Ricinus Indicus) hervor. Allein der größte Theil dasiger Landesprodukte wird von Mäusen gefressen, die in den Felsen herbergen und nicht ausgerottet werden können; das Mehl wird alles aus England gebracht und giebt, (weil es mulstig) eben nicht das beste Brod; deswegen halten die Einwohner ungemein viel Katzen, so wie am Kap große Hunde. Es giebt auch Moskiten, Hundertfüße und Skorpione hier, aber sonst keine schädlichen Thiere.

Man findet hier auch europäische Früchte und Gewächse, wiewohl nicht in sehr großer Menge: Wein, Aepfel, Pfersische, Aprikosen, Maulbeeren, Artischocken; vor-

treffliche, zum Theil wohlriechende Blumen, als die Siringia, die wunderbare rothe Blume, die Acacia, Mangosa, wohlriechende Narzissen und Lilien, (die hier wild wachsen) Tuberosen, Anemonien, Levkoien; — verschiedene merkwürdige Kräuter; unter andern ein antiseptisches Kraut gegen den Skorbut von den Engländern Parslain genannt (Portulaca oleracea, Lepidium oleraceum) an Blättern unserm Portulak ähnlich; man macht auch Salat davon und verkauft es an die Schiffe; ferner ein Kraut, welches die Engländer Sampher nennen und das Blätter, grünen Raupen ähnlich hat. — Das Pagodenkraut führt wegen seiner Frucht, die einer goldenen indischen Pagode gleicht, diesen Namen.

*

Am 25sten gieng ich durch einen steilen und beschwerlichen, obgleich nicht unebnen, sondern im Zikzak herumführenden wohlangelegten Weg ins Land, dessen Erdreich mir unter einem so milden und warmen Himmelsstriche nicht nur zur Erzeugung aller asiatischen, sondern auch europäischen Früchte tauglich genug vorkam. Nur fehlt es an dem Fleiß und der Betriebsamkeit dieser Insulaner, die sich bloß von den vielen hier anlegenden Schiffen und den darauf befindlichen Passagieren zu erhalten suchen. Auch traf ich viele überaus angenehm gelegene, wohl angelegte meublirte Landhäuser an. Die hin und wieder befindlichen grünen Thäler, waren mit Gesträuche, unsern Wachholdersträuchen etwas ähnlich, geziert, die eine ganz niedliche gelbe Blume trugen, und von den Engländern Frezee-Bush (stachlichter Ginst) ge-

nannt wurden, wie auch mit vielen anderen nützlichen Bäumen bewachsen.

Der dasige Kompagniegarten ist ziemlich groß, hat eine überaus angenehme vortheilhafte Lage gegen die See und ist mit vielen ansehnlichen Gesträuchen und Bäumen besetzt. Unter andern bemerkte ich den ostindischen Banianenbaum, die rothe und weiße Sorte; den Mangosabaum, der eine schöne rothe wohlriechende Blume trägt; den süßen Mandel- und Feigenbaum (Cactus opuntia), den ostindischen Arekabaum, den Baumwollenbaum, den chinesischen Rosenbaum (Hibiscus Rosa Sinensis) u. s. w.

Hier ist eine Allee von indischem Bambu gebildet, die auch nicht wenig reizend war.

Die Zahl der Vögel und besonders der Singvögel, ist hier sehr gering. Nur die Nachtigall soll sich auf dieser Insel befinden; außer ihr giebt es eine Menge niedlicher kleiner Vögel, unsern Stieglizen nicht unähnlich, die man St. Helenesperlinge (Javas-Birds) nennt, die einen schwarzglänzenden Kopf und einen rothen Schnabel haben; ohnfehlbar war es der Javanische Sperling (Loxia Oryzivora Linn.), der Schnabel war bald mehr bald weniger röthlich. Die untere Kinnlade ein wenig länger als die obere; die Zunge scharf und zerrissen, der Kopf und die Backen schwarz, die Schläfe weiß, der Hals, Rükken und Schwungfedern oben blau und schwarzgrau, die Schwungfedern unten weislicht, der Bauch röthlich weiß,

die zwölf Schwungfedern schwarz, die Federn unter dem Schwanze weiß, die Beine und Füße von lichter Farbe, die Hinterzehe so lang als die mittlere Vorderzehe.

Unter dem wilden Geflügel kennt man nur das Repphun, den Fasan und wilde Tauben; sonst giebts aber auch außer den wilden Kaninchen kein Wildprät.

Am 27sten wars beinahe den ganzen Tag trübe mit so starkem Regen verknüpft, daß das Wasser von den Bergen strömte; dabei wars überaus kühl. Ueberhaupt hielt trübes regnichtes und kühles Wetter, welches nach Aussage der Einwohner in dieser Jahreszeit nichts ungewöhnliches war, bis zum dritten Julius an, da sich das bisherige melancholische Wetter in warmes und angenehmes verwandelte. Ich benützte daher diese erwünschte Gelegenheit, dieses gewiß ganz sonderbare und außerordentliche Land näher kennen zu lernen. Meine Neugierde wurde aber auch jetzt zur Genüge befriedigt. Ich fand die angenehmsten Gegenden, Berge, Thäler und Ebnen. — Die reizendsten Plantagen und Pächtereien, zwei von sehr steilen Gebirgen herabstürtzende Bäche, die sich durch anmuthige grüne Thäler krümmten. Vorzüglich auffallend war mir eine gewisse romantische Gegend, die man für die schönste auf der ganzen Insel hält, und die den Namen Sandy = Bai führt. Hier stellen sich dem Auge so viele malerische Felsenspitzen dar, daß man in Verlegenheit geräth, welche man zuerst betrachten soll.

Unter diesen zeichneten sich besonders viere aus, deren

Größe man Loths = Point, die schmalere zur Seite stehende Loths = Weibs = Point nennt; und man könnte vielleicht mit eben dem Rechte die zwei übrigen Loths = Töchter = Point nennen. Von diesem Platze sieht man gerade wieder in die See, und folglich hat man beinahe die Länge der Insel, im Durchschnitte ungefähr 10 englische Meilen, erreicht. Ich stieß während dieser Beobachtungsreise auf verschiedene angenehme Bäume und Gesträuche z. B. auf den überaus niedlichen haarblätterichten nicht allzuhohen Strauch, den die Engländer Gablikaes nennen, und der selbst in England wächst; den Kohlbaum (Arbor oleracea) englisch (Cabbage Tree) und den Gummibaum, (Gumtree) dessen Holz die Engländer zum Brennen brauchen, den Kongebaum und einen ostindischen Baum, der eine dem Senf ähnliche Schote trägt, dessen Nutzen aber unbekannt war. Ausserdem bemerkte ich verschiedene angenehme Gesträuche, einen niedrigen fein gebildeten schmalblätterichten Strauch, den die Engländer Paxan nennen; einen andern nicht allzuhohen, dunkelgrün blätterichten Strauch (Cassava Maniok) genannt, der eine stachliche Frucht, einem Apfel gleich trägt, deren Samen den Indianern, wenn er gestoßen wird, statt des Brods dienen soll, seine Blätter aber sind, wenn sie grün sind, giftig; den Brikelbeerstrauch, der runde schwammartige, mit Stacheln besetzte Blätter und Früchte hat, die den herrlichsten karmosinrothen Saft enthalten, den sogenannten Velvet = Thorn, der eine schwarze Frucht, unsern schwarzen Kirschen ähnlich trägt; einen besondern Rosenstrauch, der weißgefüllte, überaus wohlriechende Rosen trug. Des Gouverneurs

Landhaus und Garten hat eine überaus vortheilhafte Lage, ist wohl angelegt und hat von allen Seiten die See im Gesicht. Unter andern merkwürdigen Bäumen traf ich darin den chinesischen Lebensbaum, die immer grüne Eiche, Cypressen, Myrten und Rosmarinstauden von außerordentlicher Höhe (20 Fuß) an; so wie auch einen vorzüglichen Baum, den man Moontree (Mondbaum) nannte; sein Stamm war ungefähr zwei Fuß hoch, einen Zoll im Diameter, sein Gipfel regulär, beinahe kronförmig, die Blätter oval und dikfleischigt, die Oberfläche weis wie mit Reif bedeckt, so daß man ganz bequem darauf schreiben könnte, die Blüte rothgelb, einer Hyazinthe an Gestalt ähnlich, Glockenartig, aber ohne Geruch, und man mochte sie unterwärts oder aufwärts fallen lassen, so drehten sie sich allemal senkrecht.

Man findet in diesem Lande ganze Schichten von Lava, Bimsstein und verglaste Schlaken, ferner einen ganz durchhöhlten Stein, von den Engländern Honey-Comb (Honigseim) genannt, welches nichts anders als ausgebrannte Stücke Metall sind; ein höchstwahrscheinlicher Beweis, daß diese Insel entweder vulkanischen Ursprungs, oder daß sich doch vulkanische Begebenheiten auf derselben ereignet haben, welches letztre nicht im geringsten zu verkennen ist. Die Farbe und Schwere vieler am Tage liegenden Steine, läßt das Daseyn verschiedner ansehnlicher Erze vermuthen, so wie erfahrne Leute die Existenz des edelsten Metalls in Fischers- und Ruperts-Bai versichern. Man hat aber gute Ursachen, es

nicht bekannt werden zu lassen; so wie man auch keinen Franzosen, Portugiesen und Spanier ins Land zu gehen erlaubt, sondern wenn dergleichen Schiffe da sind, beide ins Land führende Wege bis 10 Uhr des Nachts durch Schildwachen besetzt hält.

Die See um diese Insel herum ist reichlich, sowohl mit schädlichen, als eßbaren Fischen versehen, die den Einwohnern den Mangel anderer Nahrungsmittel ersetzen, ja sogar den Schweinen Unterhalt schaffen; daher ihr Fleisch ganz anders als das Europäische schmeckt. Der Haifisch (Menschenfresser) Sprüzfisch, Felsenfisch, (Rock-Fish), Cavallos, Albekoren, Schildkröten und vorzüglich die Makrele sind hier sehr gemein und in allen Jahrszeiten zu sehen.

Das Land selbst wird durch die Sklaven angebaut, welche freilich alle Arbeiten verrichten müssen, aber nicht alles, wie Cook sagt, auf dem Kopfe tragen. Man hat auch Schubkarren und kleine Wagen, mit Ochsen bespannt, worauf man schwere Sachen aus dem Lande holt, ob man gleich nicht mit kleinen Karriolen oder Kutschen, der engen und steilen Wege halber fahren kann, sondern immer auf kleinen Afrikanischen, der Berge gewohnten, Pferden reiten muß, welches Herren und Damen durchgängig thun.

Unter die Vorzüge dieser zwar kleinen, aber überaus angenehmen Insel ist ohnstreitig die schöne schattige Allee zu rechnen, welche aus rothen Banianenbäumen gebildet ist, und sich eine Viertelstunde weit erstreckt. Einige da-

von sind von den bei heftigen Regengüssen herabgestürzten Felsenstücken zerschmettert worden, haben aber andern weit beträchtlichern Schaden verhütet. Zu fürchten stehet allerdings, daß mit der Zeit noch mehrere Stücke herabrollen, und sich heftige Erderschütterungen auf dieser Insel äußern dürften.

Die wohlangelegte kostbare und sehr wohlthätige Wasserleitung verdient endlich auch noch eine Erwähnung, vermittelst welcher das aus den Felsen springende Wasser eine beträchtliche Strecke weit in ein, nahe am Landungsplatze befindliches steinernes Gebäude durch eiserne Röhren geleitet, und durch Hülfe eines Hahns, den man öffnen und schließen kann, in die Fässer zum Behuf der hier eingelaufenen Schiffe gelassen wird.

Auf dem dasigen Kirchhofe findet man sehr ansehnliche steinerne Monumente, mit zweckmäßigen Inschriften, welche zu Ehren der Verstorbenen errichtet worden sind. Unter andern fiel mir dasjenige in die Augen, welches zu dankbaren Erinnerungen an einen Soldaten, der in der vor einigen Jahren allda entstandenen Revolte, bei redlicher Ausübung seiner Pflicht, sie nach Vermögen unterdrücken zu helfen, sein Leben verlor, mit einer sehr passenden Ueberschrift veranstaltet worden ist.

Die Einwohner dieser Insel, denen der Handel mit andern Nationen (welches gewiß nicht wenig hart ist) verboten ist, unter denen man auch keine Manufacturisten und Handwerker findet, nähren sich größtentheils von Viehzucht und Ackerbau, tauschen auch zuweilen von den Matrosen und ankommenden Passagiers gegen ihre

Landesprodukte, Hemden, lange Hosen, Leinwand, Kattun, Seide, Musselin, Rak, Zucker, Rum, Zwiebak, Thee, Mehl u. s. w. aus. Sie sind größtentheils sehr wirthschaftlich, aber nicht betriebsam genug, sonst würden sie ihr mehrerer Produkte fähiges Land besser bearbeiten, und verlassen sich zu sehr auf die hier ankernden Schiffe, die ihnen ihre wenigen Produkte theuer abnehmen und das mangelnde unter der Hand zuführen. In Gesellschaft sind sie etwas sonderbar, wenigstens nicht von dem einnehmenden unterhaltenden Wesen, welches die Bewohner von Alt-England so sehr im Umgange äußern, und hierinnen andern Nationen den Vorzug streitig machen; aber mehr Zucht, Ehrbarkeit und äußerliche Religiosität findet man unter ihnen, als vielleicht in Alt-England und bei anderen Nationen.

Diese Insel soll, wie die Geographen angeben, am Feste der Kaiserin Helena, Mutter des Kaisers Konstantin des Großen, entdeckt worden seyn, von der sie noch bis jetzt den Namen führt. Jedoch findet man auf der ganzen Insel keine Spur, daß die Portugiesen jemals eine Kolonie hier angelegt hätten. Die englisch-ostindische Kompagnie nahm im Jahr 1600 Besitz davon, und behielt sie ununterbrochen bis 1673, da sie ihr die Holländer durch einen Ueberfall entrissen. Allein sie behaupteten sie nicht lange, sondern innerhalb eines Jahres wurde sie von dem tapfern englischen Kapitain Munden wieder erobert, der zugleich drei im Haven liegende holländisch-ostindische Schiffe, zur Beute machte."

